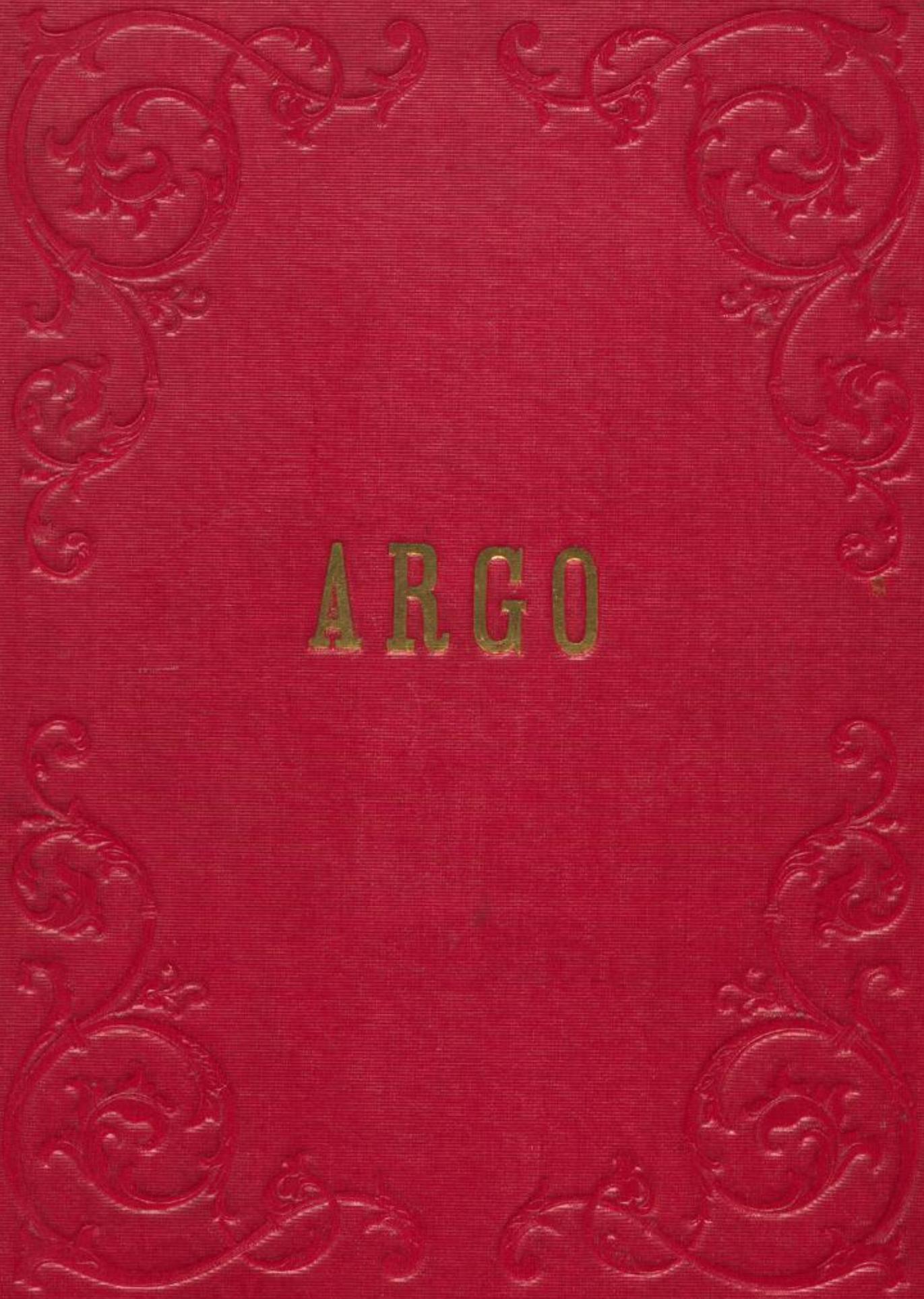
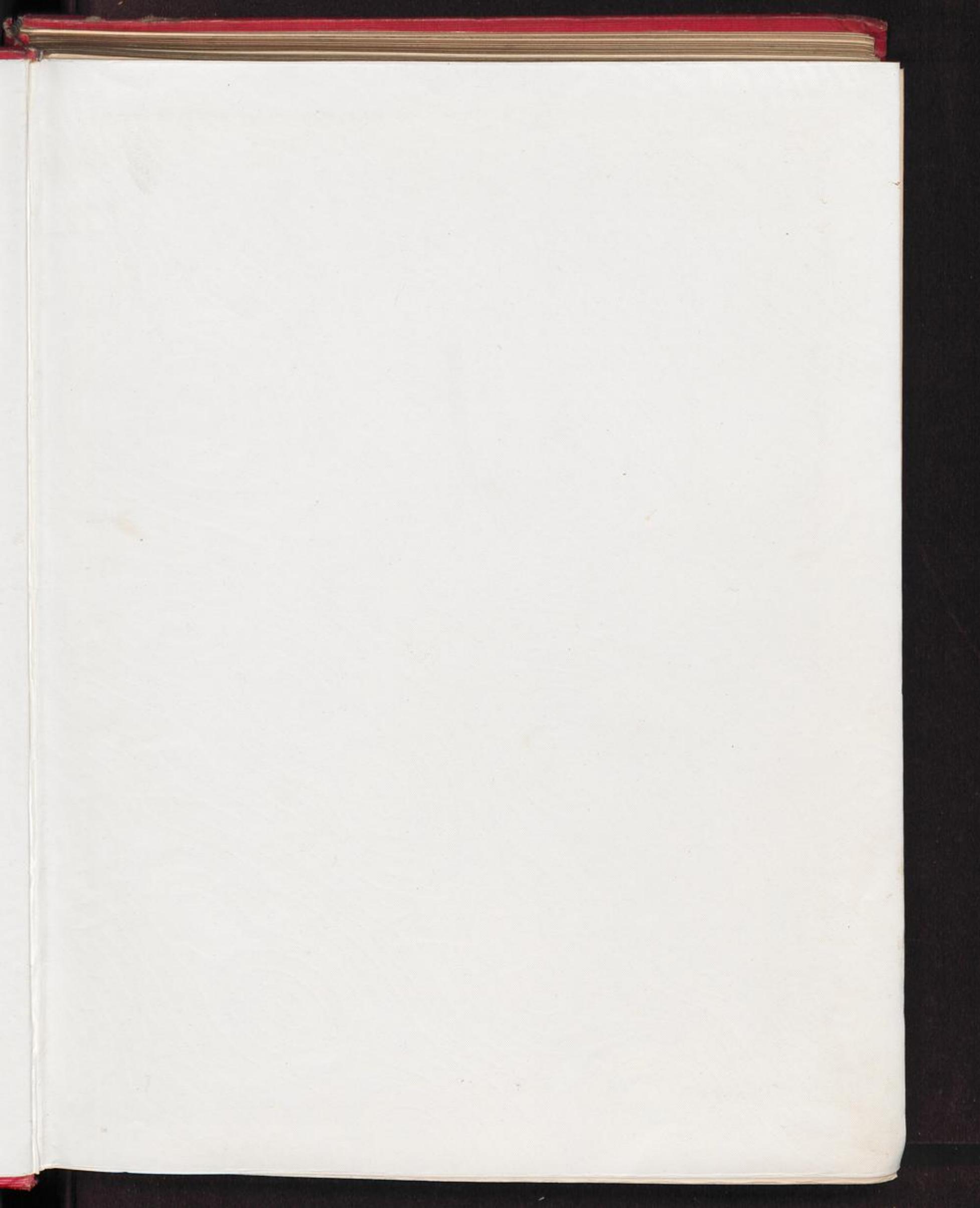


101
W.
83

Handwritten text on the spine, likely a title or author name, in green ink.

ARGO





(50) XXIII 4Bde



(Wii 178) 4 Bde

(33) (390/62) 4 Bde

ARGO.

Album für Kunst und Dichtung

herausgegeben

von

Friedr. Eggers, Ch. Hofemann, Franz Kugler.

[79. 1]

Breslau

Verlag von Czerwinski und Grunier

1857.

K. W. 4683 (4°)
N
3

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DUSSELDORF

54.2696

Band des Jahres

Eduard Gaedel's Buchdruckerei

Berlin.

Inhalt.

Bilder.

<i>Felzug.</i> Von G. Arnold.	<i>Der Felsen von Etretat.</i> Von Ch. Doquet.
<i>Campi passati.</i> Von A. Menzel.	<i>Villeggiatura.</i> Von L. Loeffler.
<i>Der Schausler zu Holze gehend.</i> Von G. Steffek.	<i>In Etsche.</i> Von L. Burger.
<i>Mondaufgang.</i> Von B. Miesstahl.	<i>Schloß im Walde.</i> Von B. Miesstahl.
<i>Mährische Aegeldahn.</i> Von Th. Hofemann.	<i>Ein Pariser vis-à-vis.</i> Von L. Loeffler.
<i>Im Zwergenwald.</i> Von L. Burger.	<i>Glückliche Zeit.</i> Von G. Arnold.
<i>Abend auf dem Rindlsberge bei Salzburg.</i> Von A. Haun.	<i>Vor dem Gewitter.</i> Von A. Haun.
<i>In der Kirche.</i> Von D. Wisniewski.	<i>Alte Gabe.</i> Von D. Wisniewski.
<i>Vertreibung.</i> Von Th. Hofemann.	<i>Herbstregen.</i> Von G. Arnold.
	<i>Mädchen aus Ehningen.</i> Von Ed. Wenebeim.

Dichtungen.

<i>König und Magier.</i> Eine chinesische Geschichte. Von Paul Henle 1	<i>Sommergefühl.</i> Von Herman Grimm 24
<i>Der treue Sänger.</i> Von B. v. Lepel. Mit Initialen von L. Burger 9	<i>Ein Schicksal.</i> Von H. v. Blomberg. Mit Initialen von L. Loeffler 25
<i>Weden ist Silber, Schweigen Gold.</i> Tenzone zwischen B. v. Lepel und Th. Fontane 10	<i>Sonette.</i> Von B. v. Lepel.
<i>Das Urtheil des Tok-tamish.</i> Von H. v. Blomberg 11	I. Gefesselt 26
<i>Karaimisch.</i> Von Franz Augler. Illustriert von Th. Hofemann 13	II. Sieg 26
<i>An meinem Geburtstag (1855).</i> Von W. v. Meckel 13	<i>Die Freske zu San Gregorio.</i> Von H. v. Blomberg 27
<i>Archibald Douglas.</i> Von Th. Fontane 14	<i>Des alten Seglers Heimkehr.</i> Von Chr. Fr. Scherenberg. Mit Initialen von D. Wisniewski 29
<i>Plattdeutsche Gedichte.</i> Von Klaus Groth.	<i>Die Händbrüder.</i> Von B. v. Lepel.
<i>Schippers Frau</i> 15	I. Das Schachspiel 29
<i>Inne Fremde</i> 15	II. König Erich's Tod 30
<i>Propert.</i> Von Herman Grimm 16	III. Der Hiesigen Rache 31
<i>Wenn die Äpfel reif sind.</i> Von Th. Storm. Mit Initialen von G. Arnold 17	<i>Vendig.</i> Von Moritz Graf Strachwitz. Mit Initialen von G. Arnold 33
<i>Das Fest der heiligen Kosalle zu Palermo.</i> Von B. v. Lepel 19	<i>Sprüche.</i> Von Franz Augler 36
<i>Kuhr.</i> Von W. v. Meckel. Mit Initialen von B. Miesstahl 21	<i>Lana.</i> Von Herman Grimm 39
<i>Einer Scheidenden.</i> Von Franz Augler 24	<i>Sonett.</i> Nach Michel Angelo. Von Herman Grimm 39
	<i>In den Bildern.</i> Von Friedrich Eggers 40

Auf askanischer Werkze gezimmet, war vor zweien vergänglichden Jahren
Ein Argo-Schiff durch Nulde und Spree hinaus gen Kolchis gefahren.

Im Abendgolde tieffelig lag die purpurne See, die glatte,
Als die Lieder begrüßten den Hellespont vom Decke der Sänger-Fregatte.

Und die Nacht sank auf's Gyaneische Thor, dahinter verschwunden die Steuerer;
Weg waren die Gaffer am Lande im Nu, und — vergessen die Abenteurer.

Nur zuweilen noch hat ein Perspektiv in die Ferne nach ihnen gegrübelt:
„Im Pontus liegen schon mehr, als die — ich hab's ihnen gleich verübelt!“

Doch, ob die Gelehrten auch meinten, daß schon uns die pontischen Fische verdauten,
Kommen heil und vergnügt auf erneuerter Rahet wir geschwommen als Regonanten.

Was krommt es zu wissen, wohin wir geschlöpft und wo wir im Sichern gelogen,
Derweil es gehagelt ins taurische Meer westmächtliden Bombentregen!

Stolzflaggende Orlogs führten wohl beim ihrer Helden zerschossene Glieder —
Und stattert vom Mast ein düstiger Kranz, und die Fracht sind Vilder und Lieder!

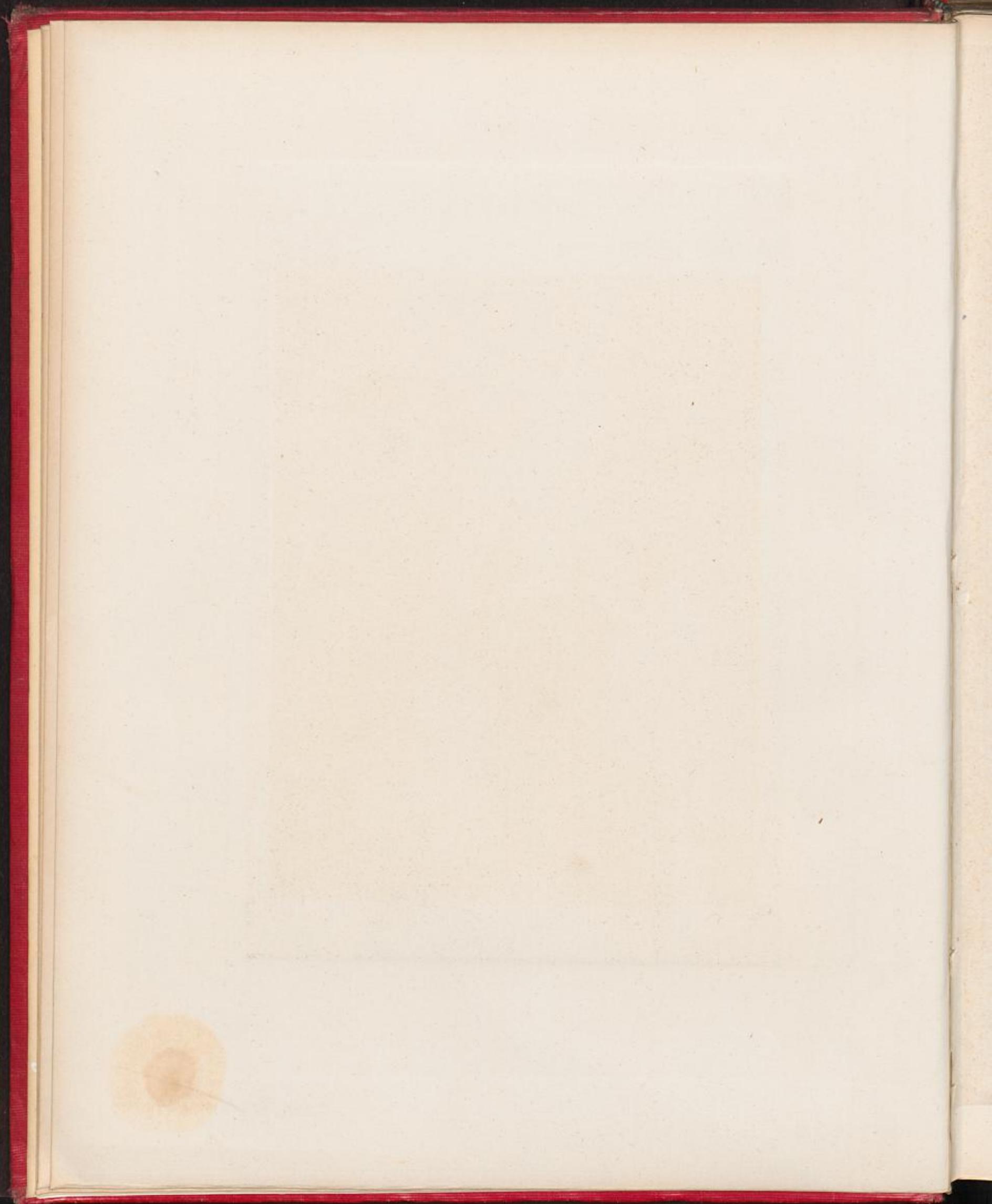
W. v. Herchel.

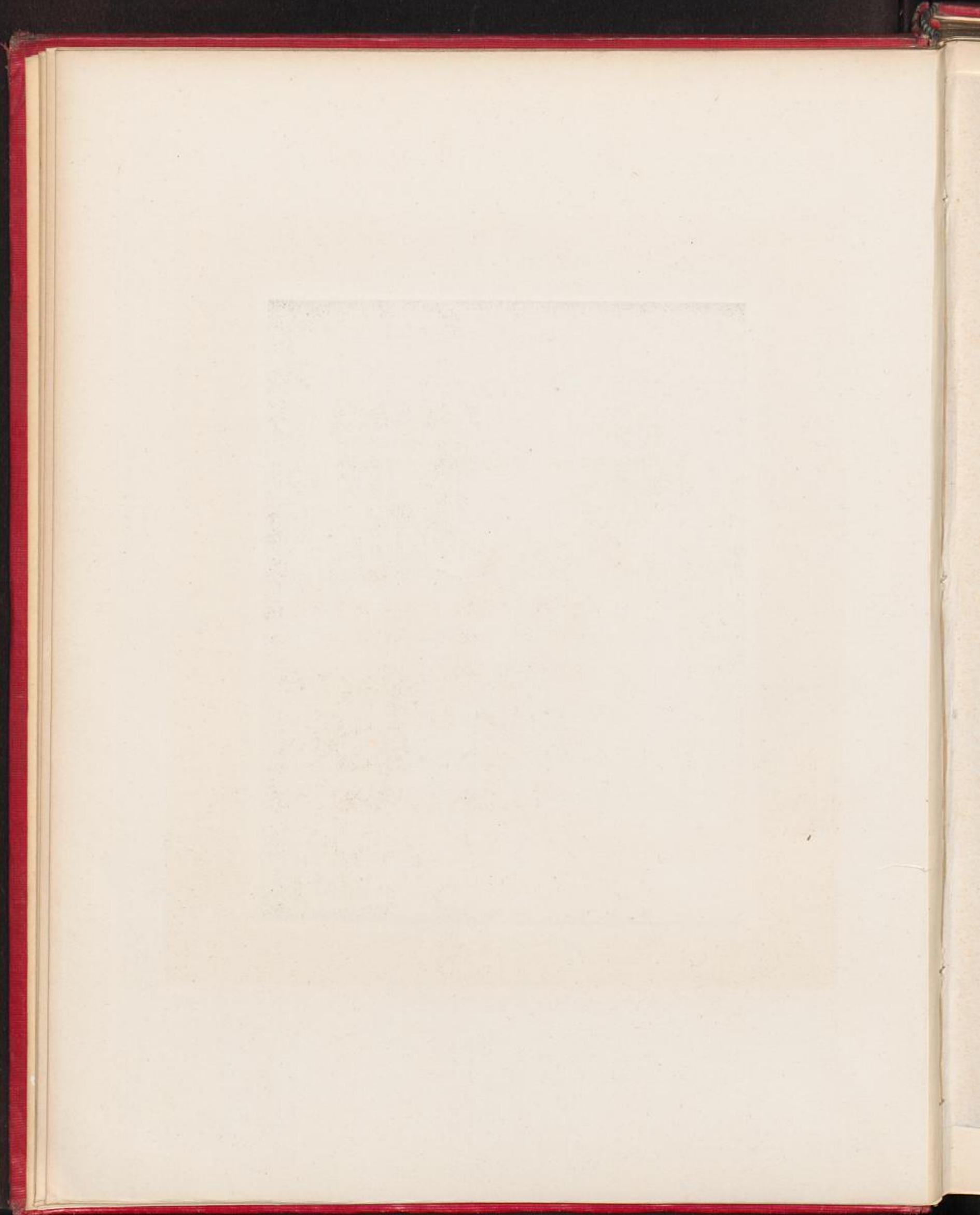
C. ARNOLD.



Druck v. W. Soren in Berlin.

Festzug.



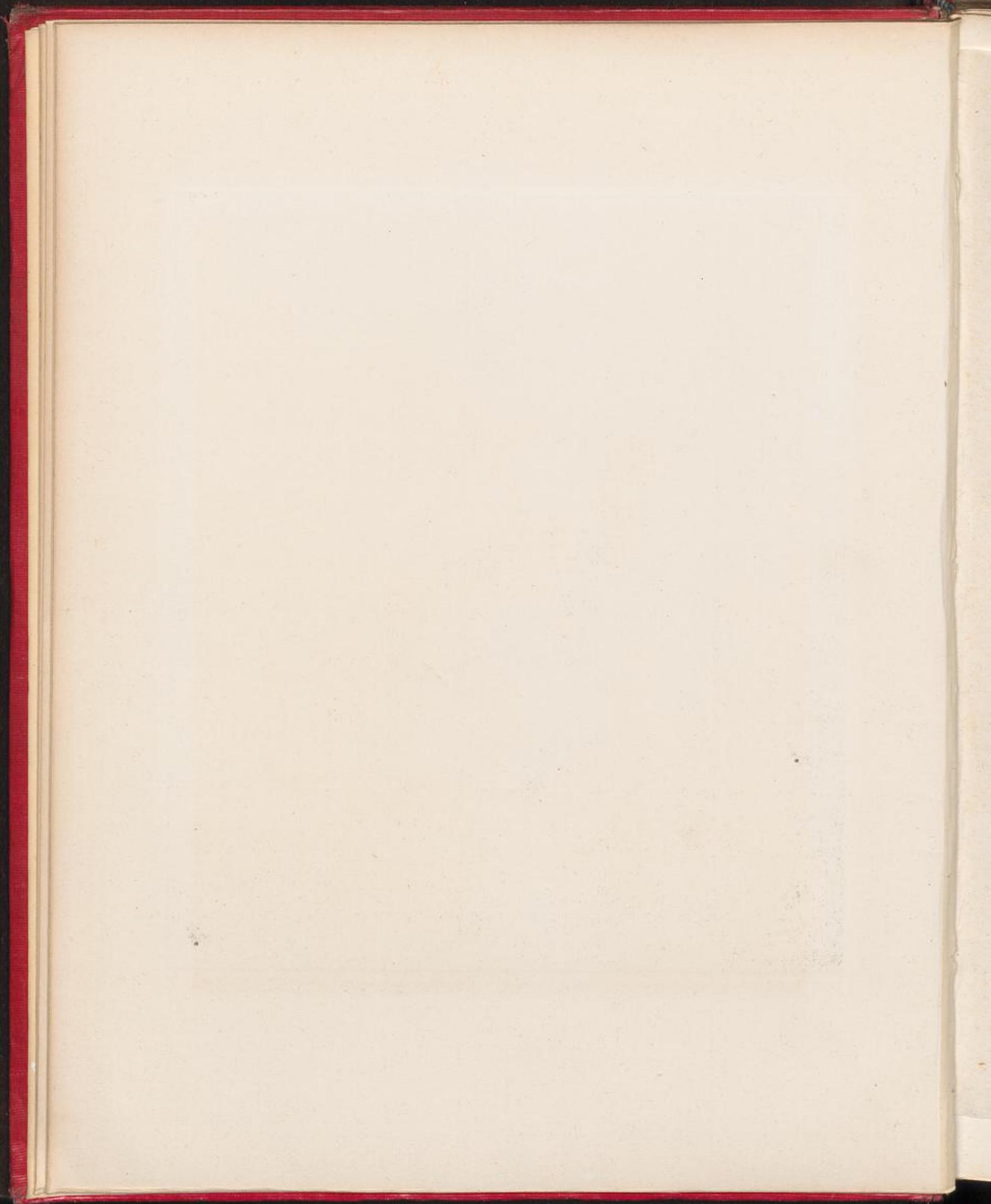


E. STEFFEN.



Druck v. W. Korn in Berlin.

Der Schaufler zu Holze gehend.

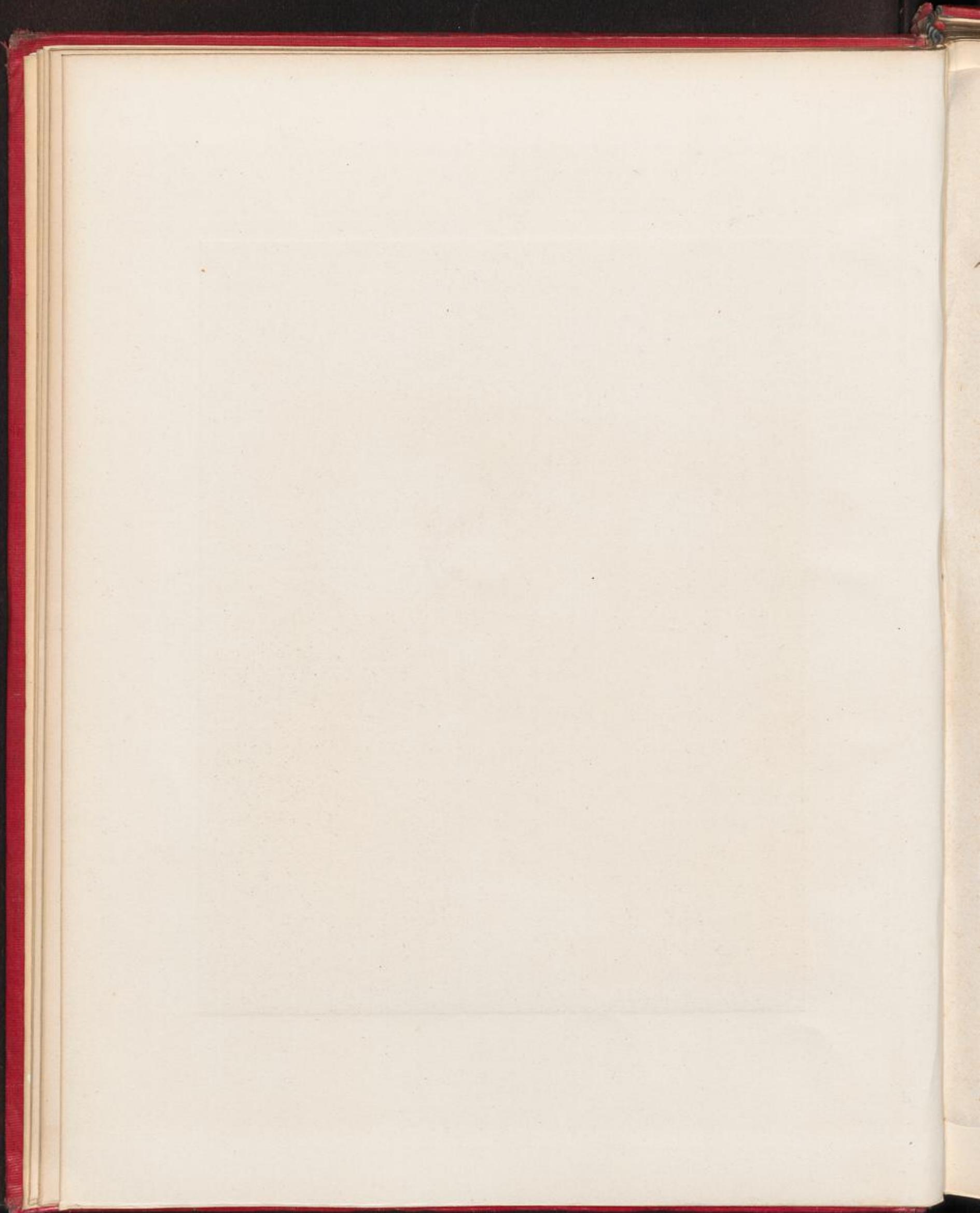


W. RIEFSTAHL.

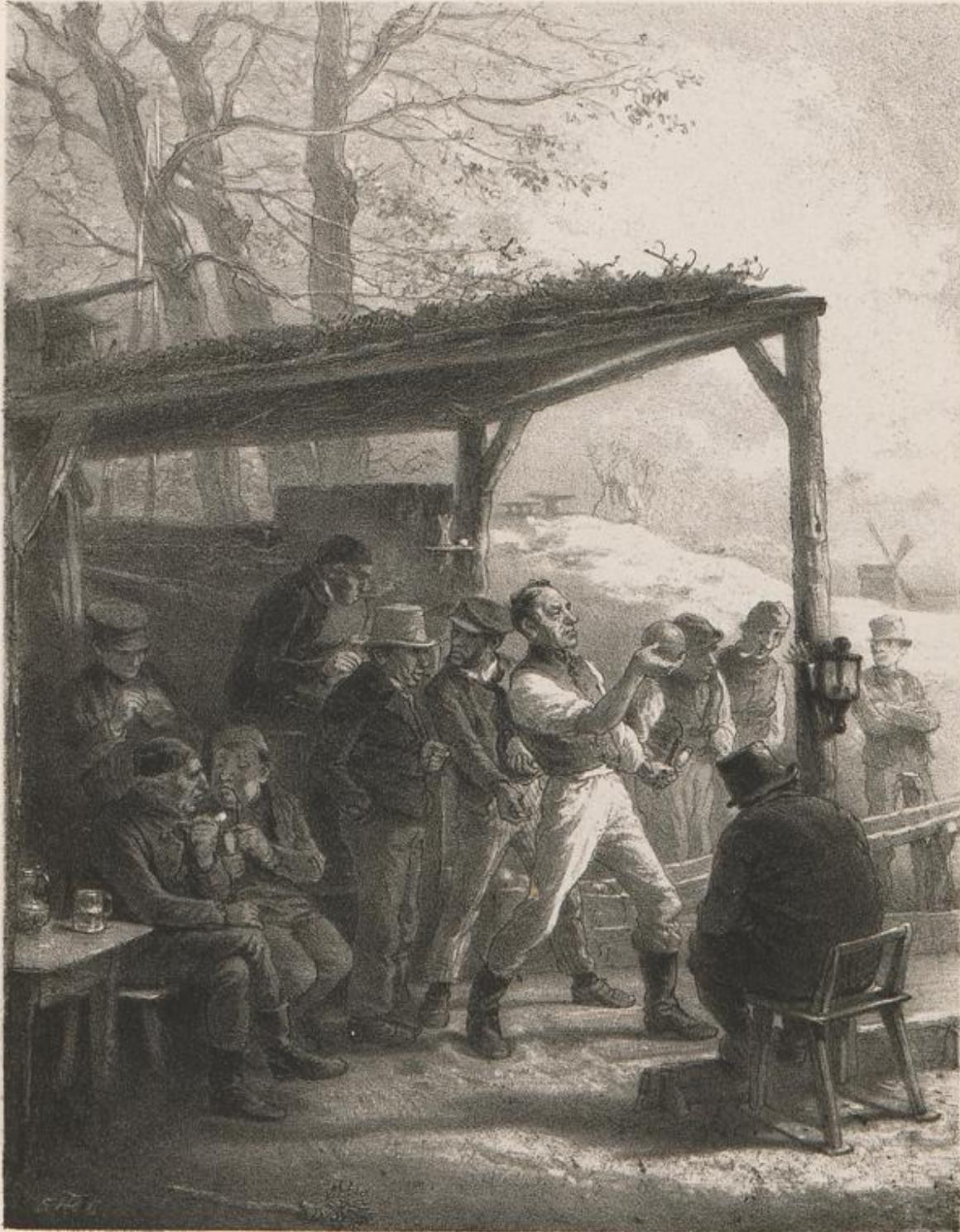


Druck v. W. Korn in Berlin

Mondaufgang.

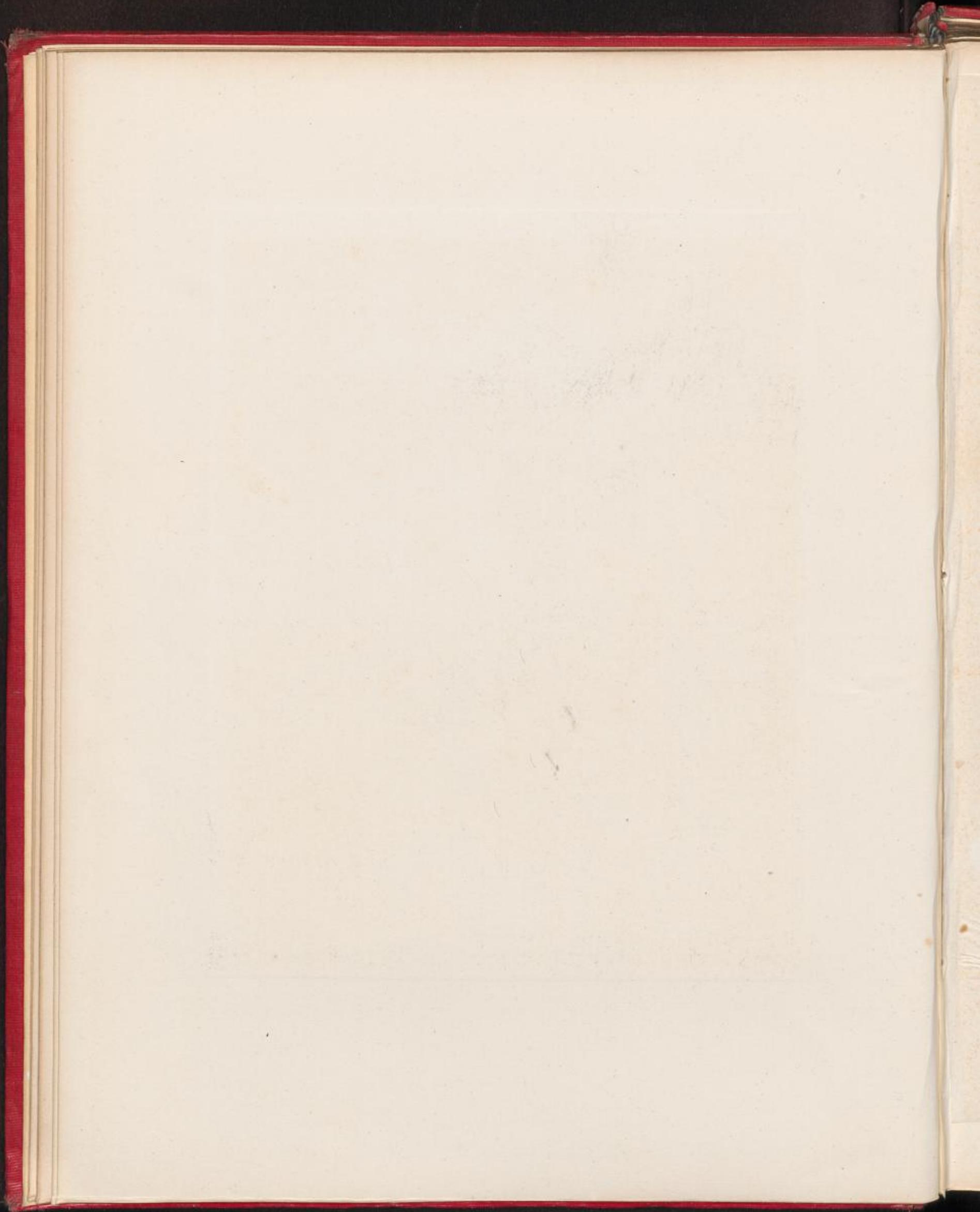


TH. ROSEMANN.

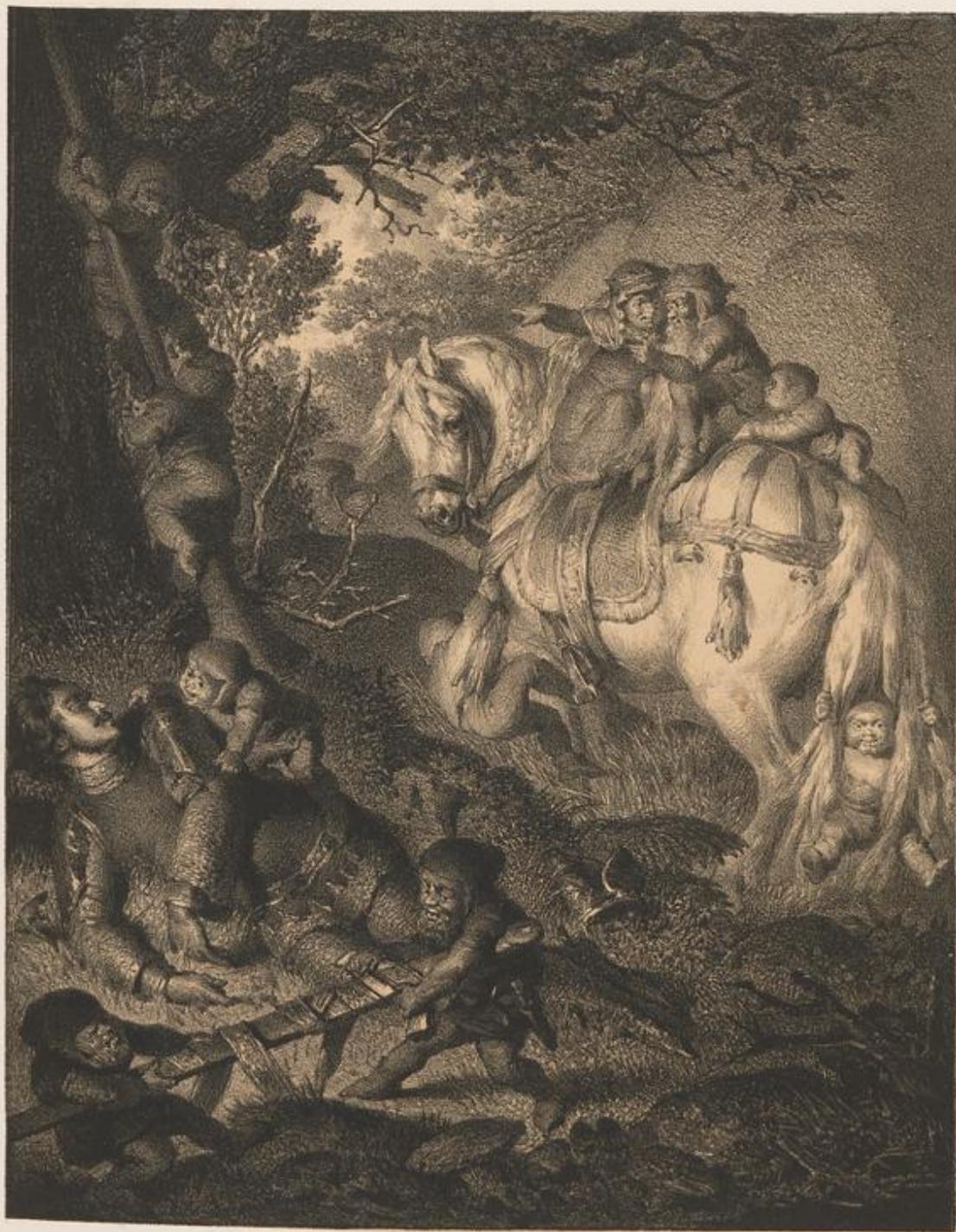


Druck v. W. Horn in Berlin.

Märkische Kegelbahn.

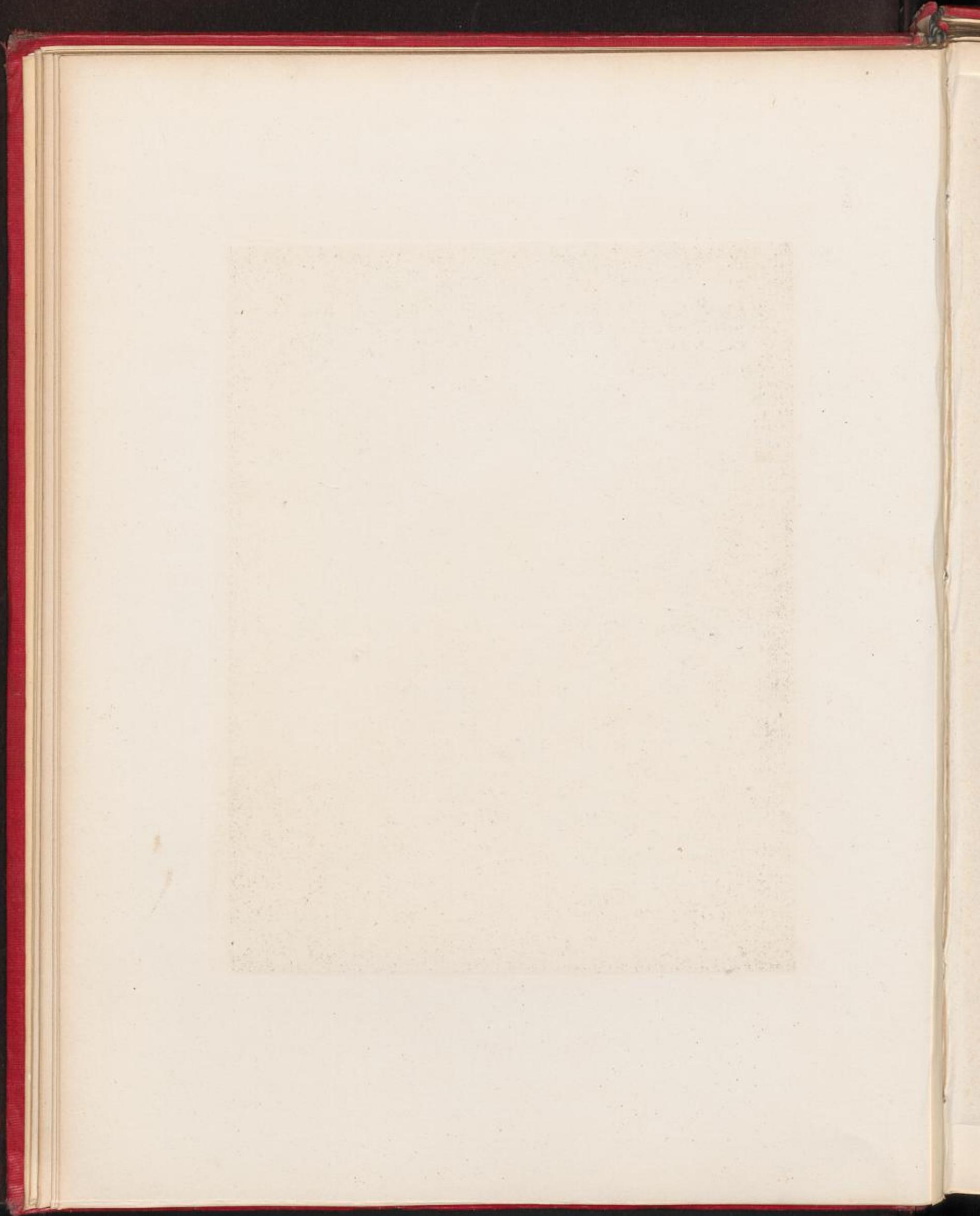


L. BURGER.



Druck v. W. Korn in Berlin.

Am Bwergenwald.

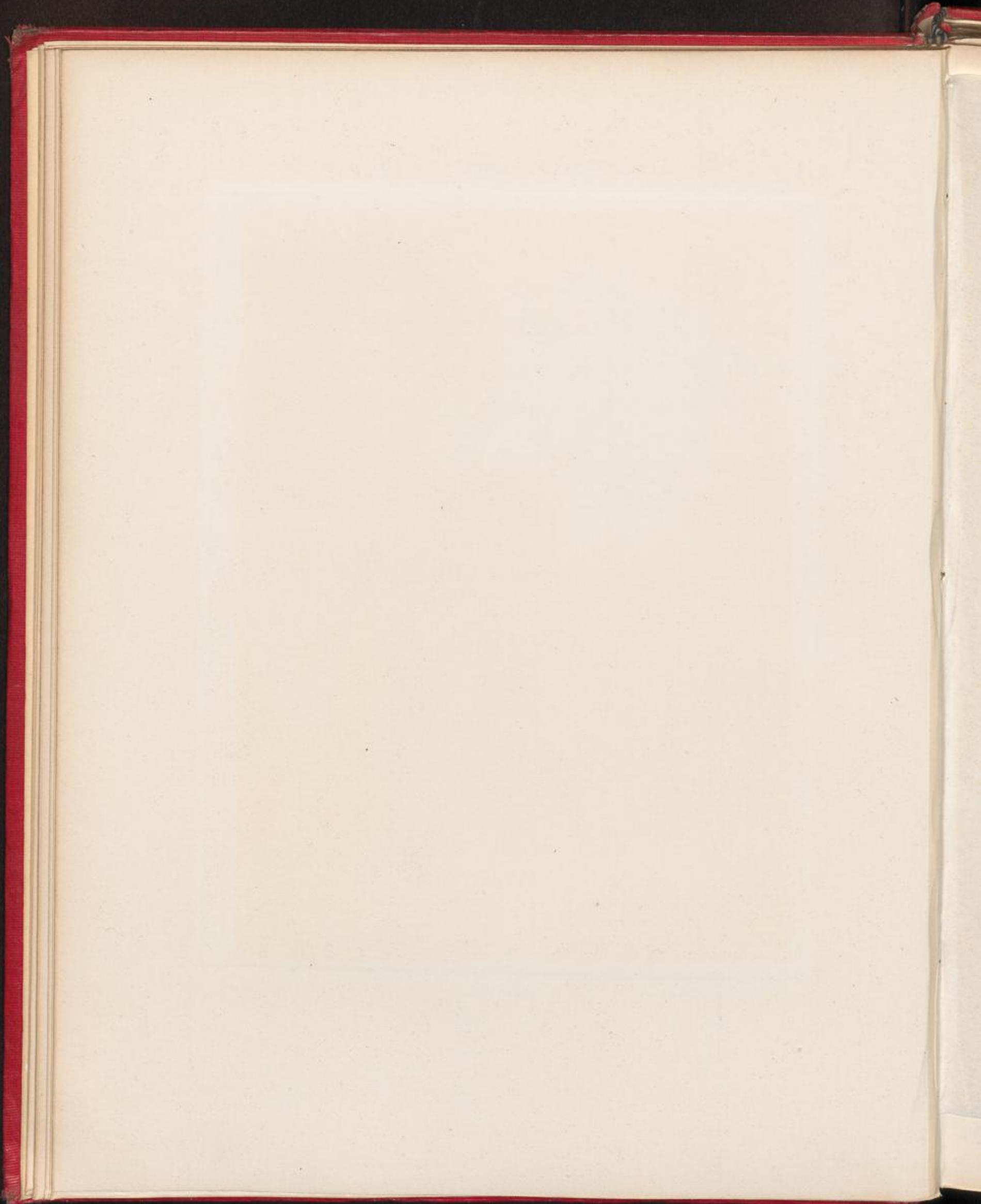


A. HAUN.

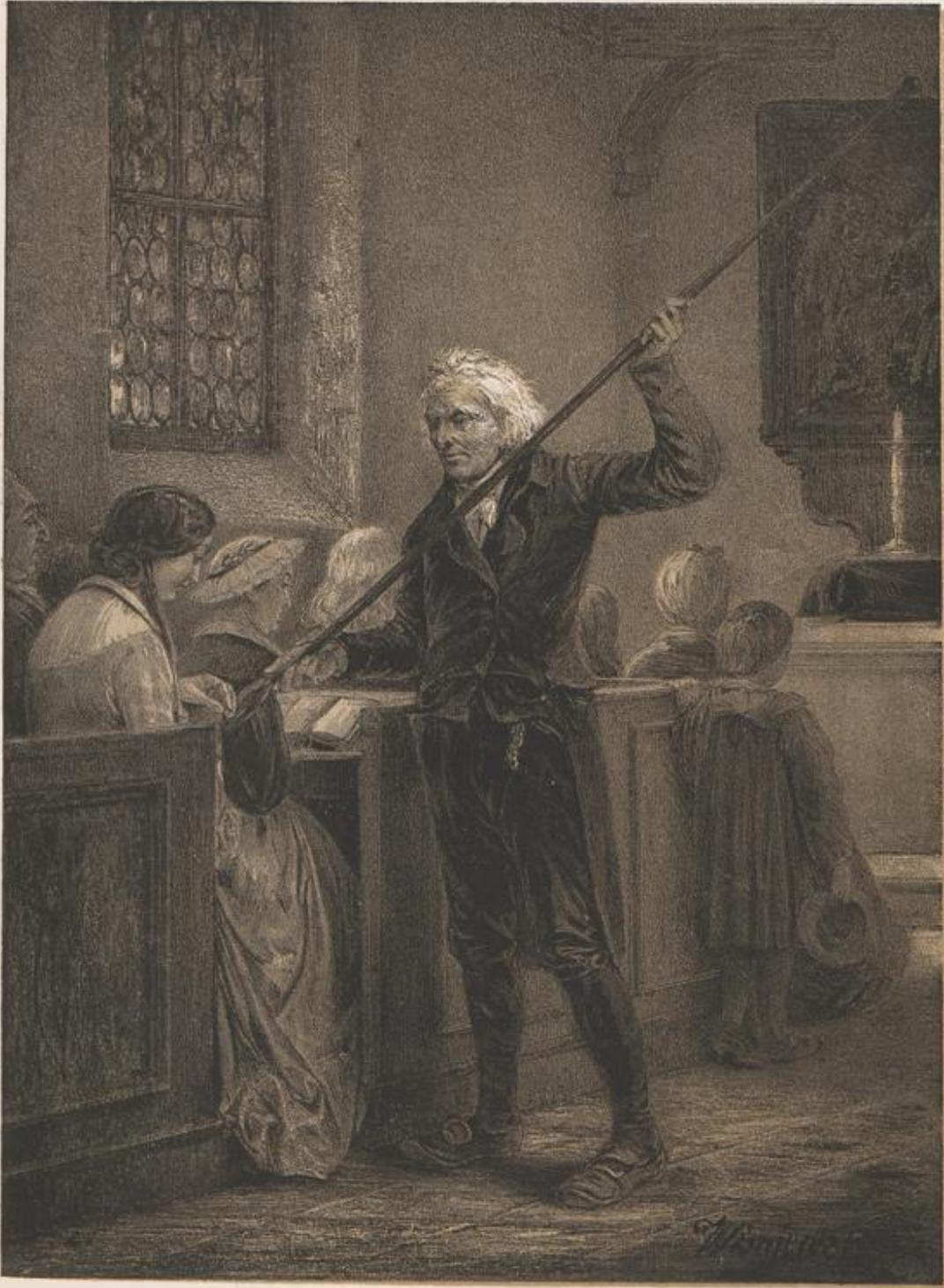


Druck v. W. Farn in Berlin.

Abend auf dem Mönchsberge bei Salzburg.

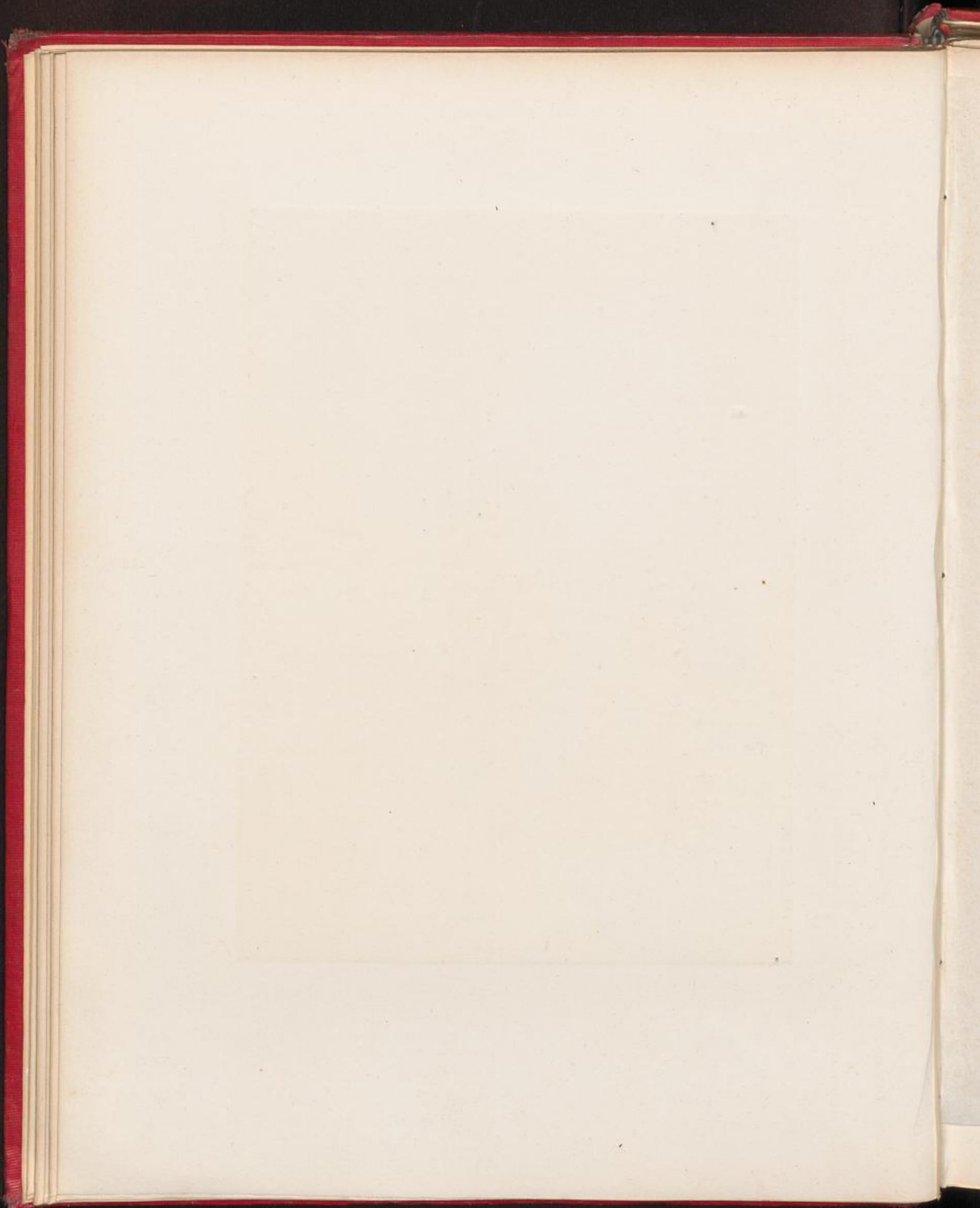


D. WISNIEWSKI.



Druck v. W. Hart in Berlin.

In der Kirche.

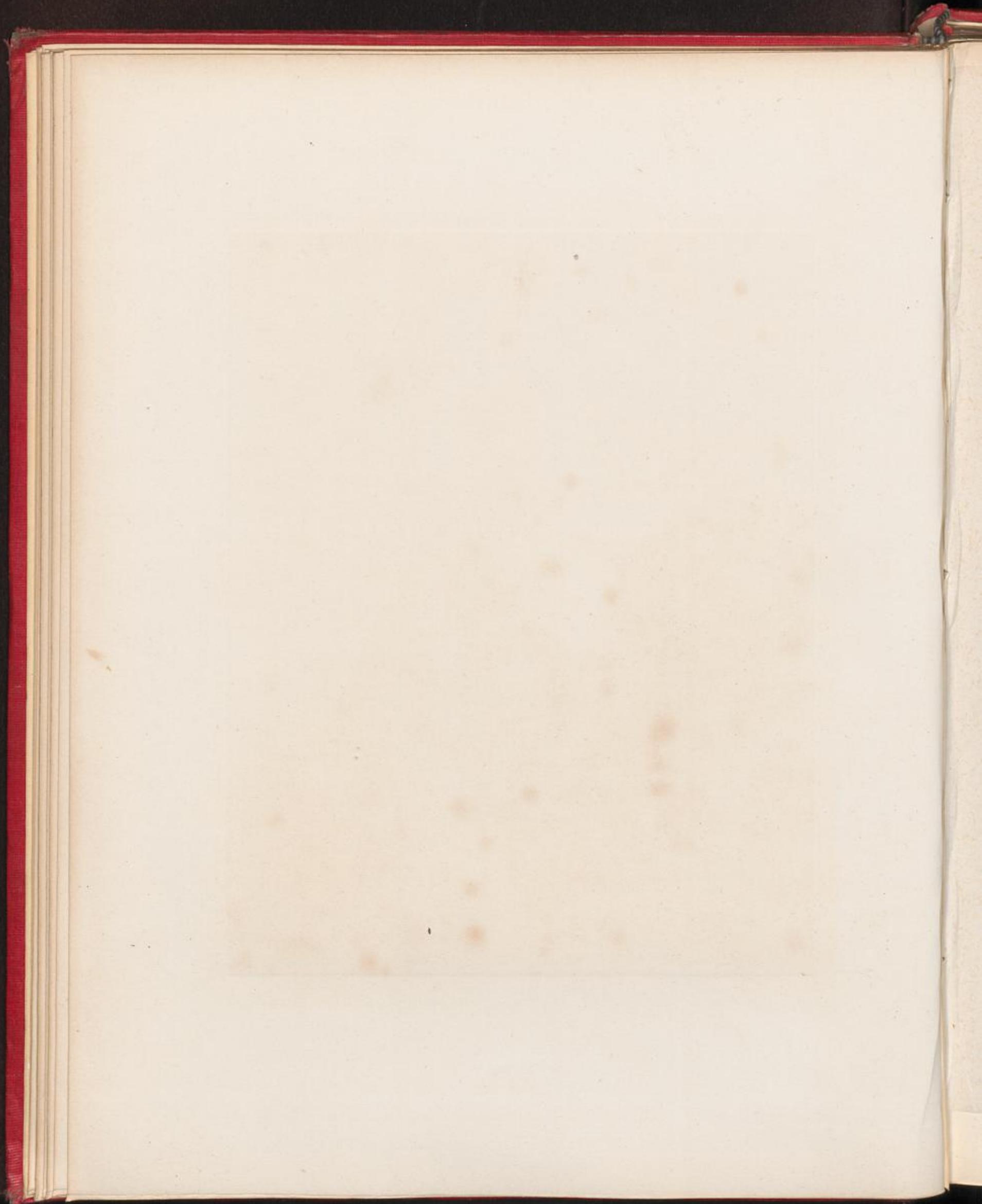


TH. HOSEWAMM.



Druck v. W. Kopp in Berlin.

Verlegenheit.

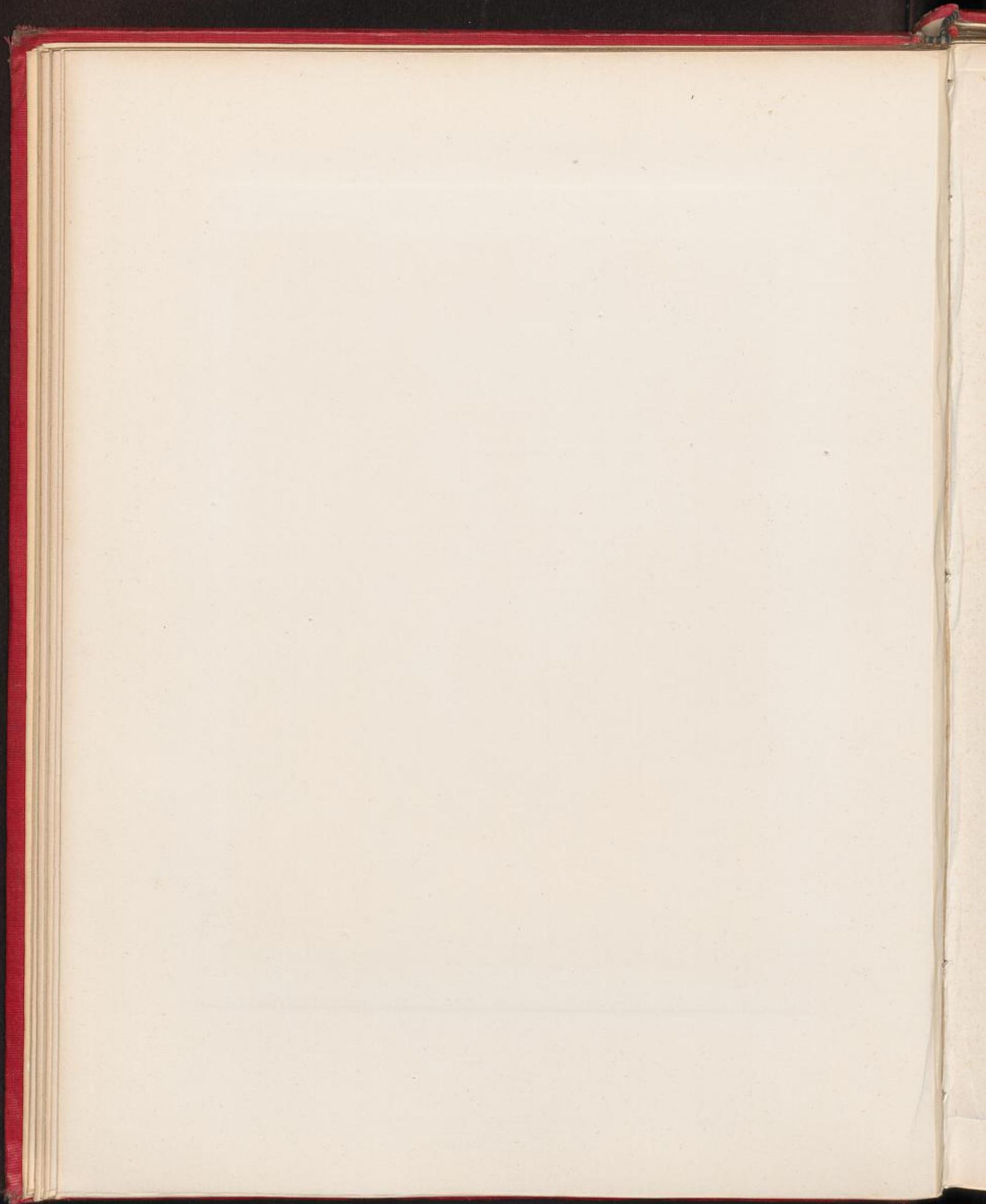


CH. HOGUET.



1841

Der Felsen von Etretat.

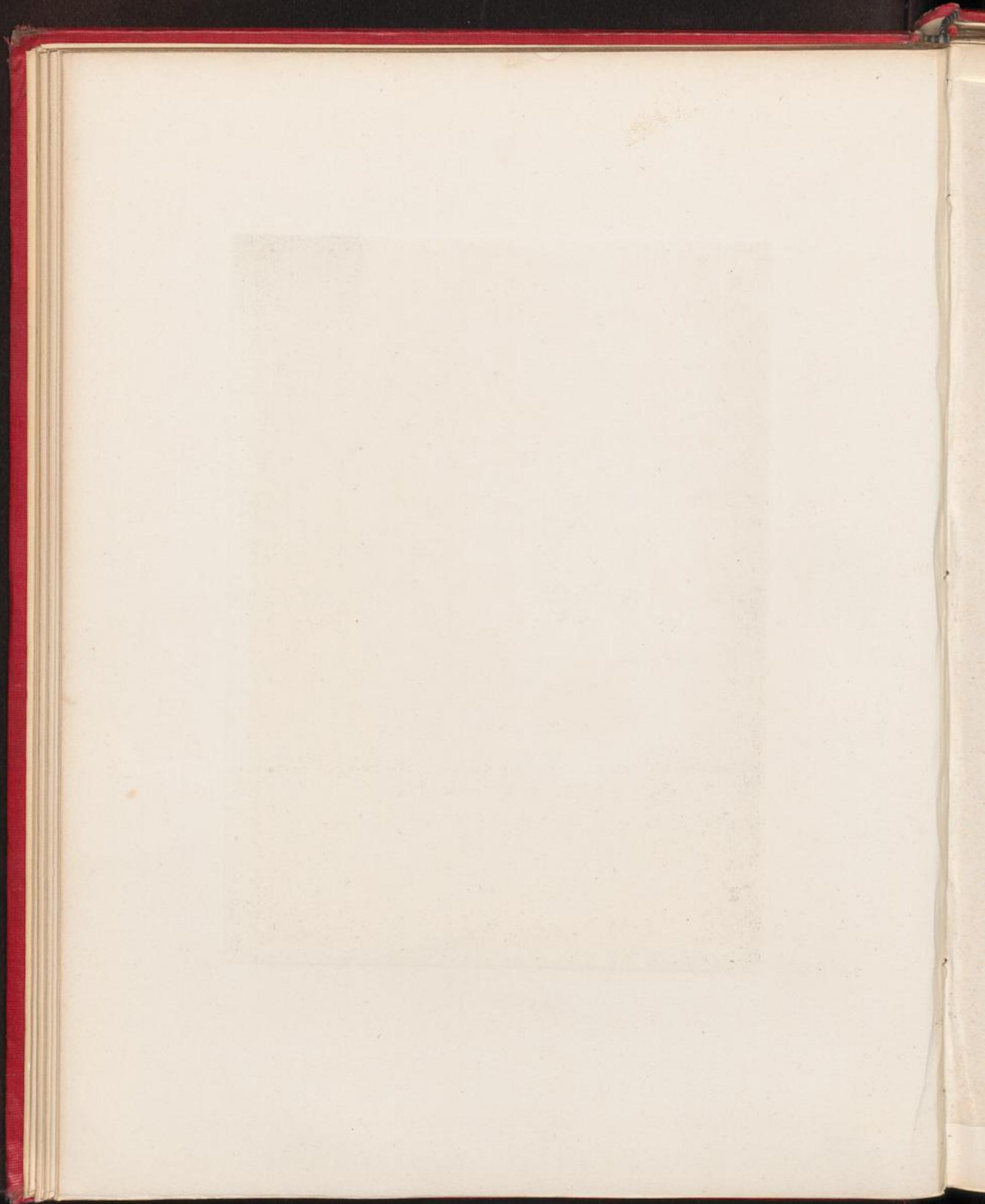


L. LÖFFLER.



W. Beckmann del. et sculp.

Villeggiatura.



L. BURGER.



Druck v. W. Korn in Berlin.

•
An Tische.

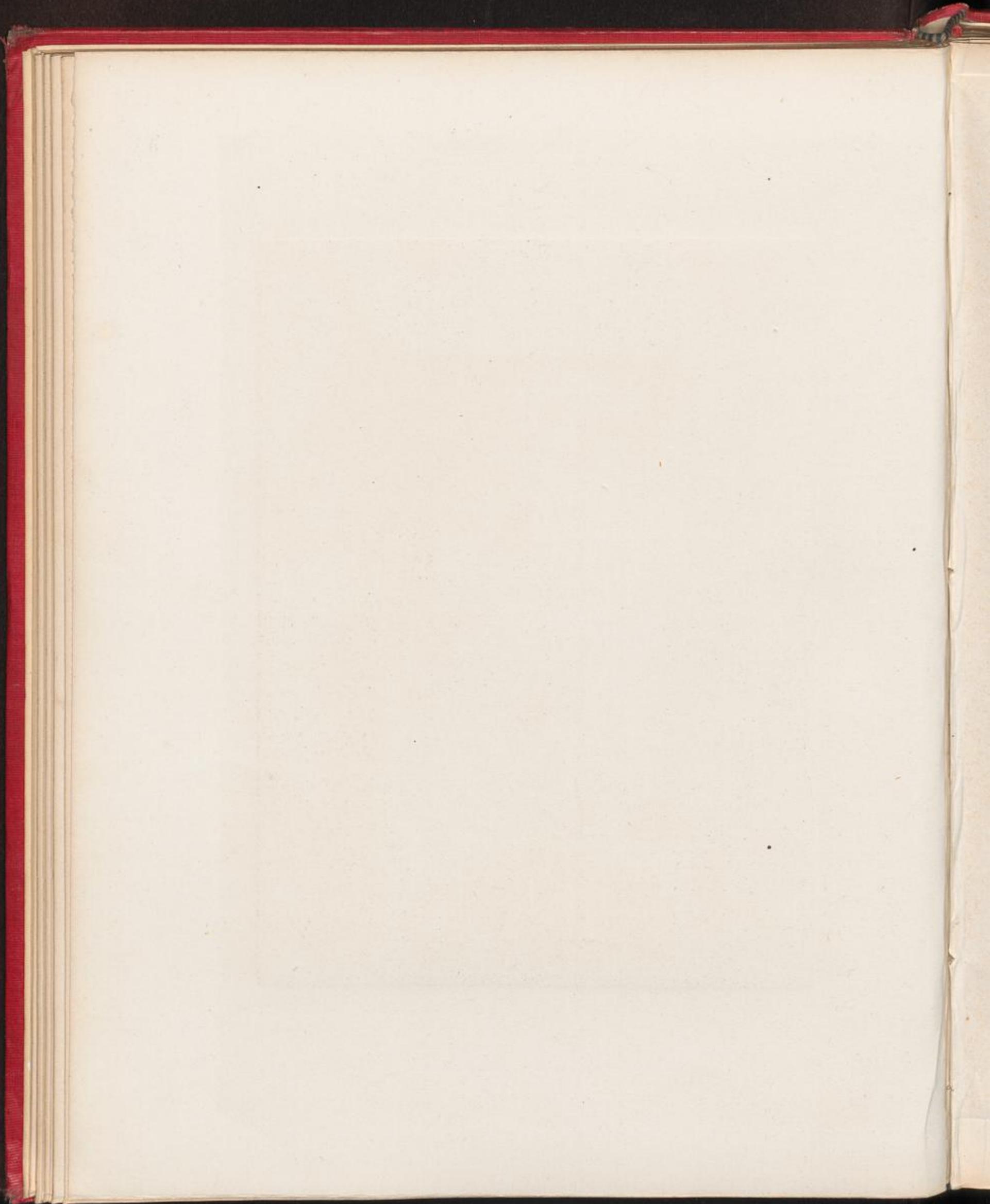


W. RIEFSTAHL.



Druck v. W. Korn in Berlin.

Schloß im Walde.

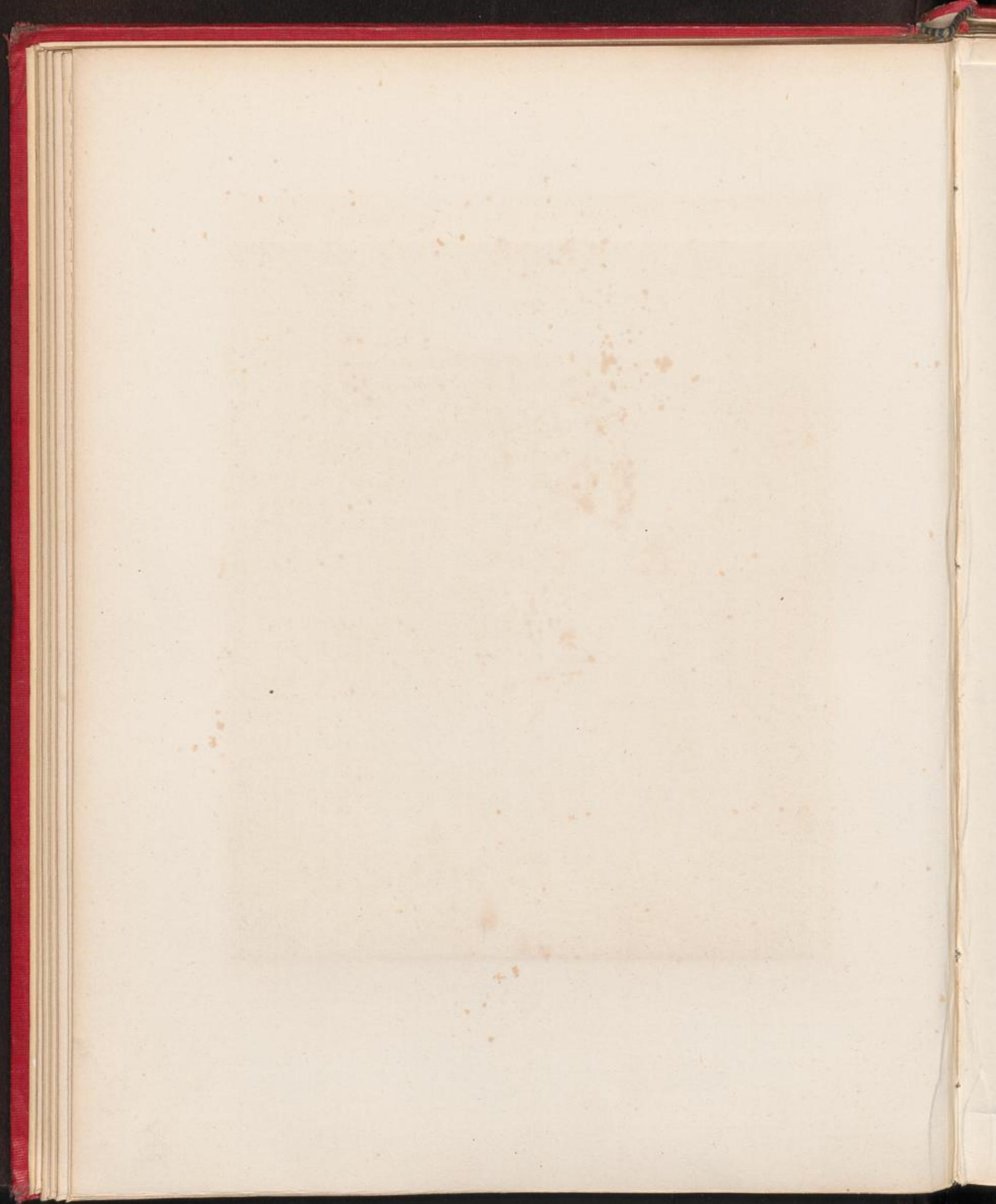


L. LÖFFLER.



Druck v. W. Hertz in Berlin.

Ein Pariser vis à vis.

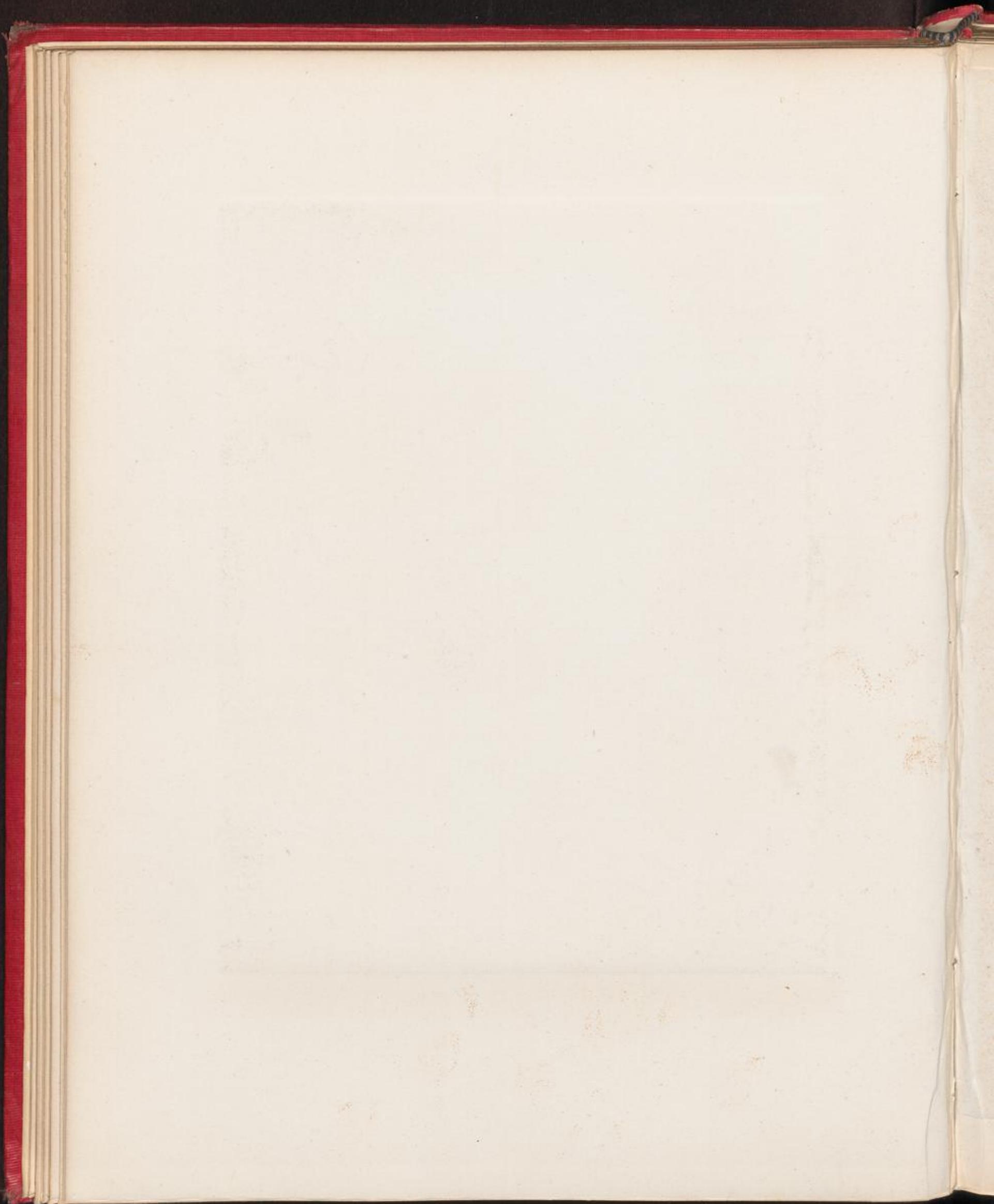


E. ARNOLD.



Druck v. W. Kern in Berlin.

Glückliche Zeit.

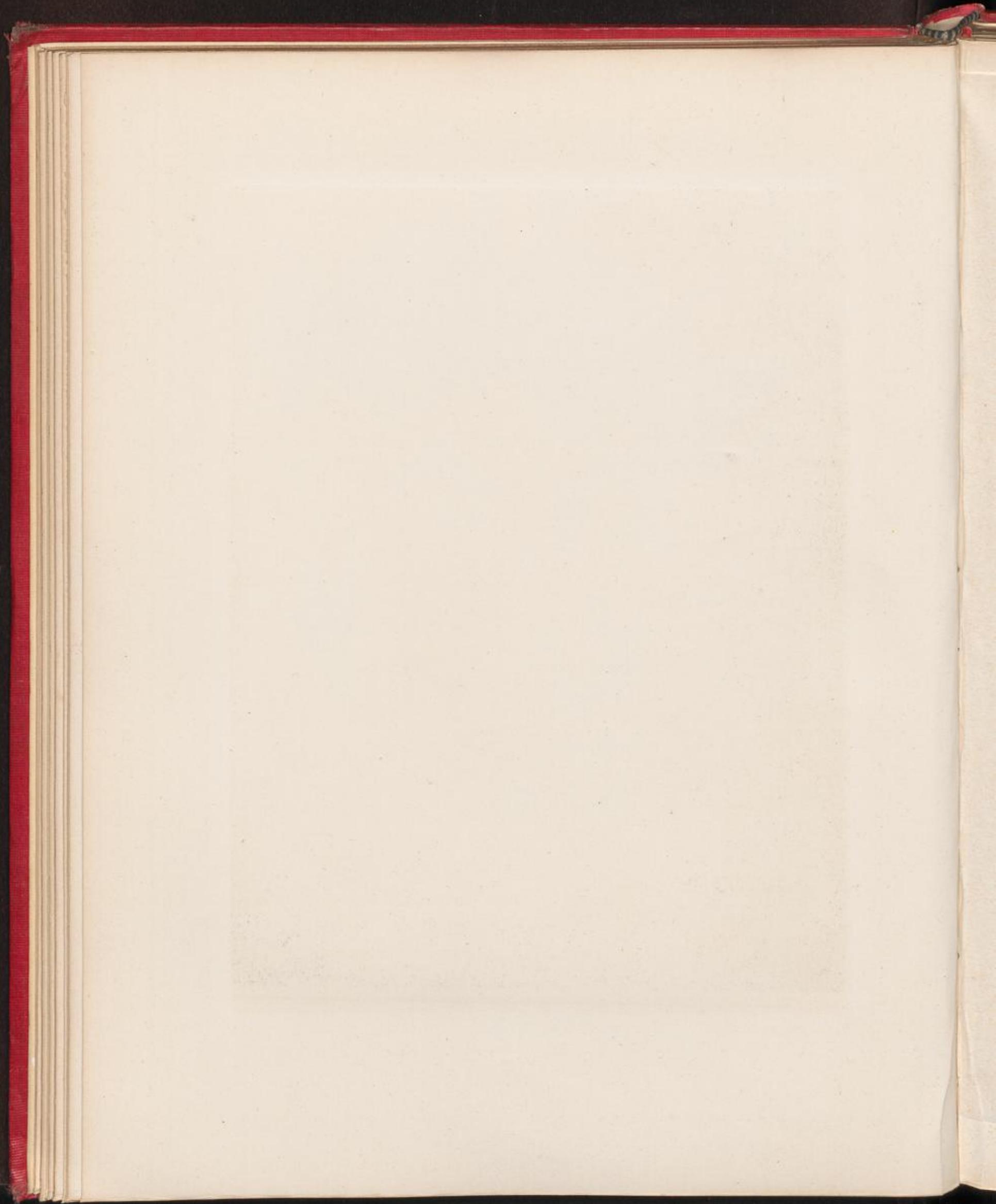


A. HAUN.



Druck v. W. Kopp in Berlin.

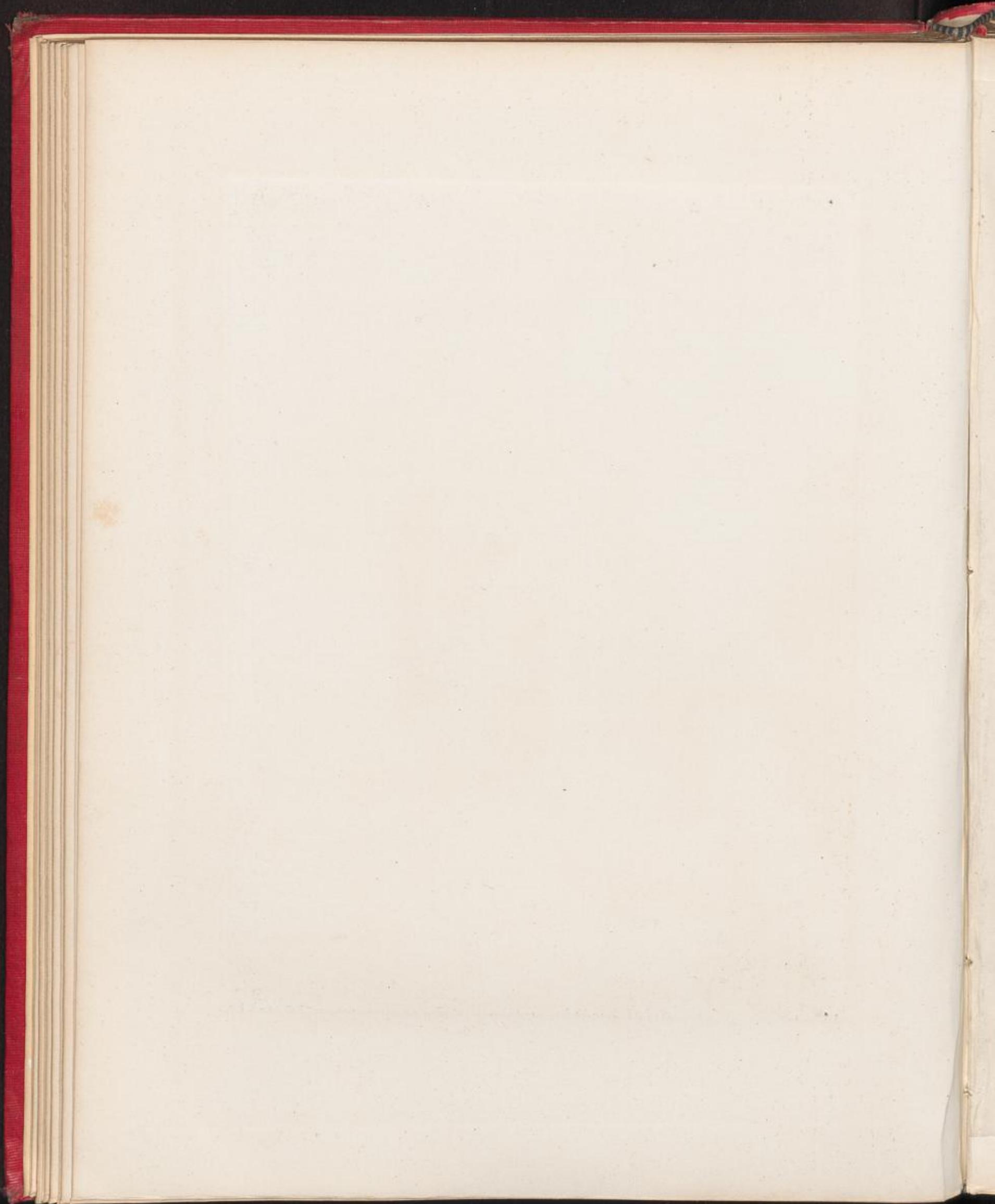
Vor dem Gewitter.





Duch & W. Kora in Berlin

Milde Gabe.

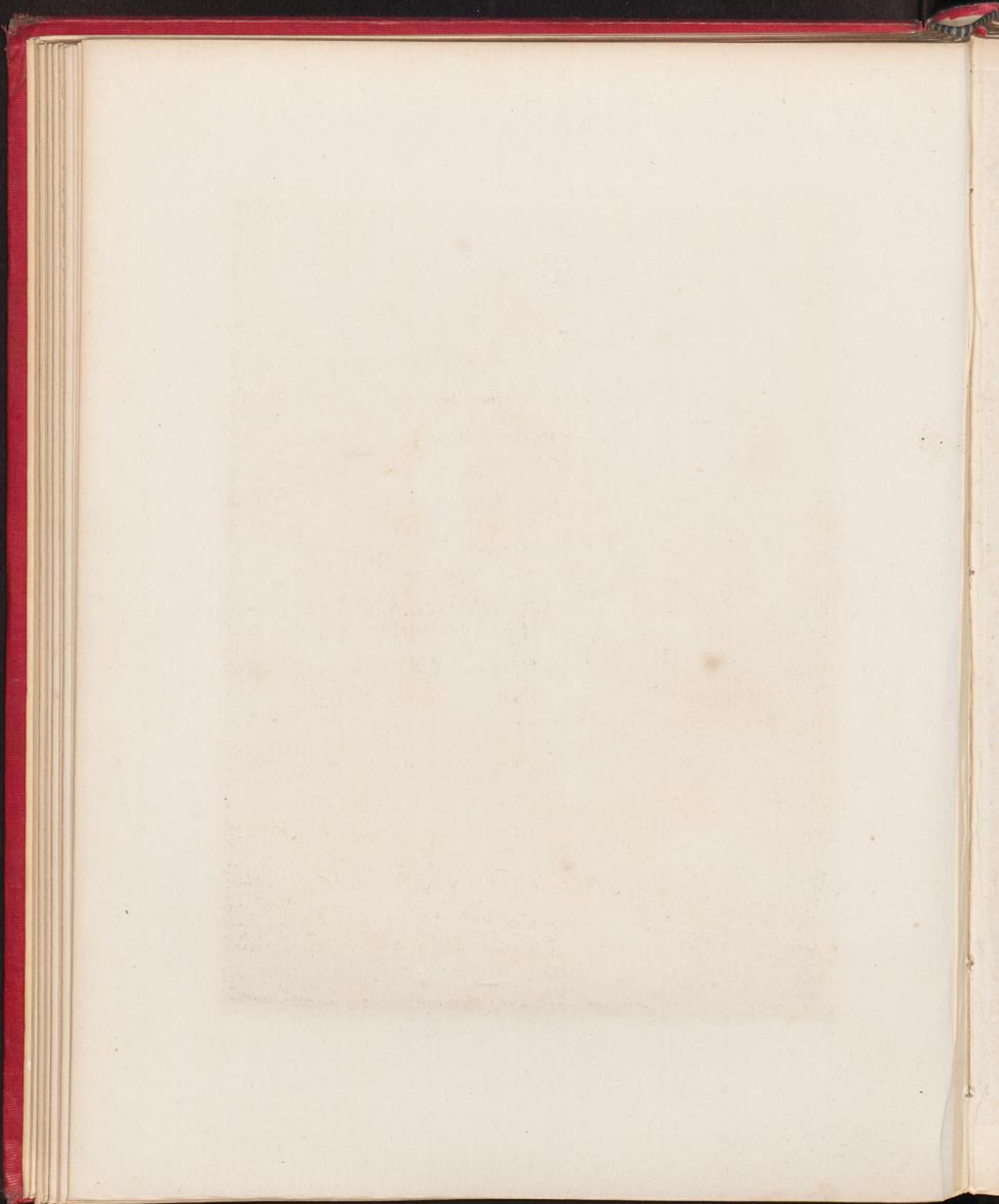


C. ARNOLD.



Druck v. W. Kohn in Berlin.

Herbstregen.



F. E. MEYERHEIM.

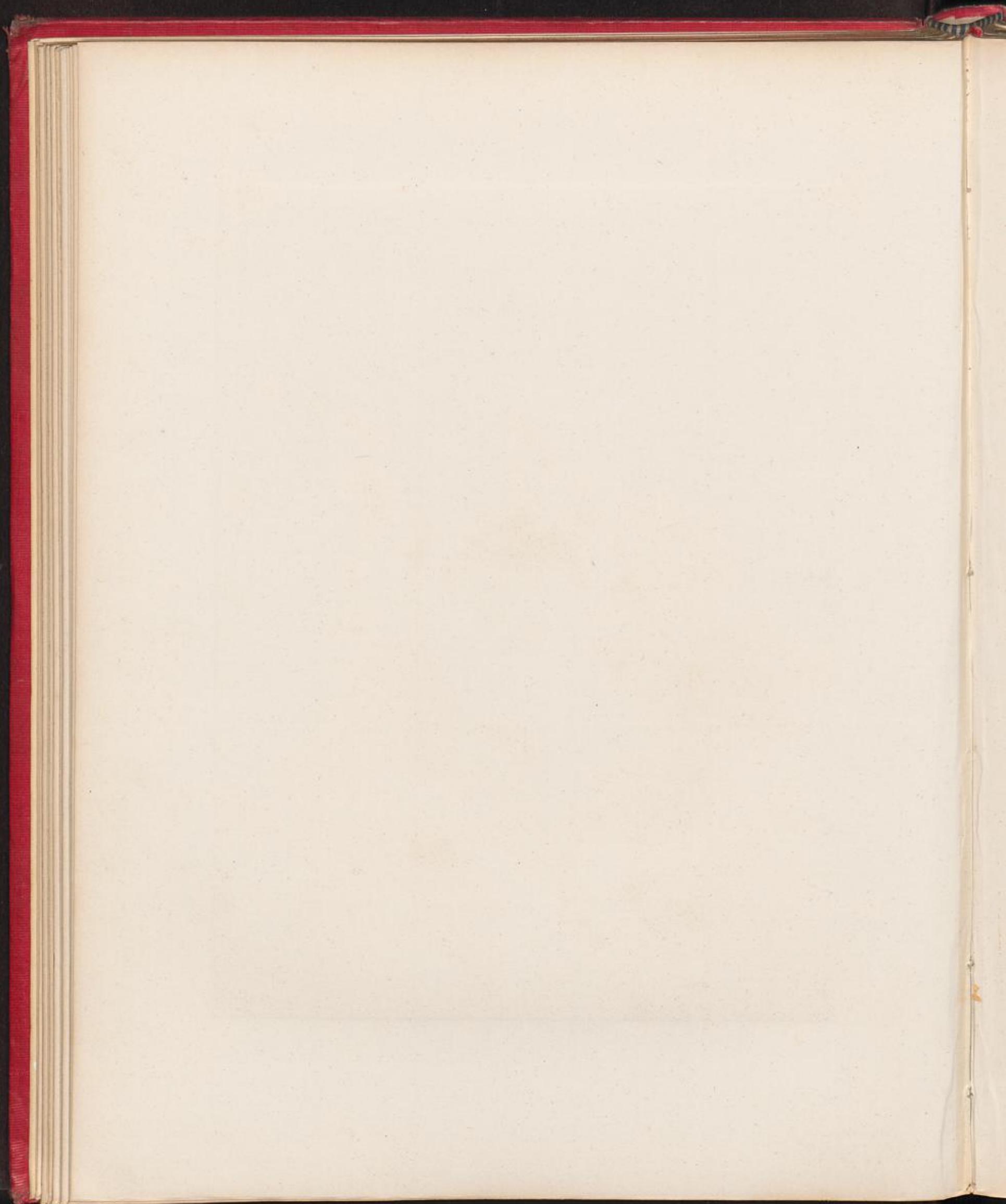


F. E. Meyerheim 1836

Loth. v. Meyer

Druck v. W. Kunze in Berlin

Mädchen aus Thüringen.



König und Magier.

Eine Chinesische Geschichte.

Von Paul Heyse.

„Gleich dem Tiger, wenn er tagelang
In der Höhle lauert auf den Fang,
Gleich dem Falken, wenn er unversehn
Auf den Raub herabstößt aus den Höhen,
Gleich dem Löwen, dem, wenn er sich zeigt,
Jedes Waldthier zittert, dient und schweigt —
Groß ist unser König! Vor ihm her
Zieht sein Ruhm und wallt von Meer zu Meer,
Wie ein Rauch, der seinen Feind erstickt,
Wohlgeruch, der seinen Freund erquickt,
Auf und ab am alten Flusse Kiang —
Schöne junge Sonne, leuchte lang!“

Also sang am Fuß des Königsschlusses
Eine Sängerschaar. Das Volk im Kreise
Horcht und spricht die Worte nach und athmet
Jenen Wohlgeruch mit freud'gen Sinnen.

Drinnen aber bei dem Siegesfestmahl
Sitzt der junge Löwe, sitzt der König,
Bleich inmitten weinerhitzter Gäste.
Weder spricht er, weder neigt der Becher
Ihm den Mund, noch der Gesang die Seele.
Brennt im Schenkel ihm die feisiche Wunde?
Glänzt in seinem Busen alte Liebe,
Die Verführerin der Lebensfreuden?
Liebe nicht und nicht die Wunde nagt ihn,
Ihn verzehret das Weh der Königskinder,
Einsamkeit und Herzensungenügen.

Und der Freund, der ein'ge seiner Jugend,
Spricht zu ihm: Auf neue Thaten sinnst du,
Herr; ich seh's am Zucken deiner Lippe.

Warum schlürfst du nicht des Ruhmes Labfal,
Nicht die Ruhe, die nach Mähen süß ist,
Nicht die Liebe deines Volks, o König?

Drauf der König: Wer des Ruhmes werth ist,
Dem ist Ruhe fremd. Zudem gedacht' ich
Jener Fürsten, die mein Schwert gebändigt.
Einst auch ihnen schollen solche Lieder,
Einst auch sie erlabten sich der Liebe
Ihres Volks, desselben Volks, Tschang-Tschao,
Das sie mir gebunden überliefert,
Als ich siegend in die Westen einritt.
Volkesgunst ist wie die Meereswelle;
Wohl am Saum des Strandes läßt der Weise
Gerne sich von ihr die Sohle fühlen,
Doch er weiß, im Grunde wohnt die Lücke,
Wohnt der Tod. Was sprichst du mir vom Volke! —

Und er neigt das Haupt und schließt die Augen,
Und ein Traum entführt den wachen Geist ihm,
Solch ein Traum, wie ihn die Mächt'gen träumen,
Sättigend ihre Herzensungenügen.
Denn er wuchs im Traum. Mit seiner Sohle
Tritt er fest die Erde, mit dem Scheitel
In den Reigen der Gestirne ragt er,
Die sein Haupt umglänzt als Kronemantel.
Doch des Volkes Haß und Liebe schlägt nur
An sein Ohr so wie ein dumpfes Murmeln
Reiner Wasser — und er lacht im Traume.

Als er auffah — horch! ein dumpfes Murmeln
Dringt herauf, es schweigt das Lied der Sänger,
Und im Saal, wo seine Feldherren zechten,

Sieht er staunend sich allein gelassen.
Auf vom Sise fährt er. Nur Tschang-Tschao
Weilt bei ihm: Du hast geschlummert, König?

Nein, geträumt. Wo sind die Mandarinen?
Wo die Feldherren? Wo die Schaar der Diener?

Herr, zum Markt sind sie hinabgegangen,
Denn ein Tao-Sse, ein alter Priester
Kam zur Stadt — sie heißen ihn den Heil'gen —
Der mit Wasser, die sein Mund gesegnet,
Sieche heilt, das Kommende vorher sagt
Und unsterblich lebt in ew'ger Jugend.
Alles Land ist voll von seinem Preise,
Und sie gingen, ihm das Kleid zu küssen,
Da sie, König, dich entschlafen glaubten.

Purpurn ward die junge Fürstentrone;
Um stieß er den Tisch, davor er thronte,
Und den wunden Schenkel mühsam schleppend,
Trat er zum Altan.

Da sah er drunten
Auf dem Platz die dichte Menge knien
Wie ein Kornfeld, das der Hagel knickte;
Seine Feldherren, seine Würdenträger,
Keiner schont sein goldgesticktes Hoffkleid,
Weiber, knieend, schwingen Weihrauchfässer,
Blumen streum die Kinder auf den Weg hin,
Und inmitten aufrecht steht der Heil'ge.
Bis zum Gürtel überm Florgewande
Fließt der weiße Bart. Sein Antlitz leuchtet
Wie die Pfirsichblüt' im Maienmonde, —
Leuchten je so farbig Greisenwangen? —
Und er murmelt in der heil'gen Sprache
Worte des Gebets.

Da schallt des Königs
Stimme vom Altan: Den Knecht der Lüge
Führt herauf, den Gleichner vor mein Antlitz,
Denn gesonnen bin ich, ihn zu richten!

Gleich als wäre Ruf von einem Irren
Laut geworden in der Tempelstille,
So emporgeschreckt aus tiefer Andacht
Sehn zum Schloß des Volkes tausend Augen.

Die zunächst beim Heil'gen knien, sie beugen
Tiefer nur das Haupt auf seine Schuhe,
Emsiger wird das Weihrauchfaß geschwungen,
Wie die Luft zu reinigen, die frevelnd
Jener Ruf entweicht.

Allein der König —
Noch befahl er nie zum zweiten Male —
In den Saal ist er zurückgeschritten
Und erwartet, daß der Priester komme.
Niemand kommt. Da naht sich ihm Tschang-Tschao.
König, warnt er, deine schwere Wunde
Braucht der Schonung. Sieh, das Gift des Speeres
Ward mit lindem Salben eingeschlüpfet
Und erwacht, wenn Jörn das Blut dir aufwühlt.
Laß den Priester fliehn. Wo fändst du Ursach
Wider ihn? Er wandelt stille Pfade.
Und das Volk, vergreiffst du dich an diesem,
Heut und immer wirst du dir's entfremden.
Hör auf mich! —

Mich dünkt, sie zaubern lange,
Spricht Sün-Tse. Geh du hinab, Tschang-Tschao,
Hol' ihn her! Ist dieser leere Festsaal
Ursach nicht genug? —

Da ging der Treue,
Ging und kehrte wieder mit dem Heil'gen
Und ihm nach die Gäste. Vor dem König
Stand der Alte, neigte sich bescheiden
Zweimal, daß sein Bart den Boden rührte,
Doch sein Blick hing an des Königs Auge.
Also mißt sich Löw' und Leoparde,
Die sich treffen in der engen Thalschlucht.

Und der Löwe, wild, daß seines Gegners
Auge nicht er niederblitzen konnte,
Sprich, wer bist Du? herrscht er ihm entgegen,
Der sich unterfängt mit frommen Lügen
Meines Volkes Herzen zu verblenden!
Säest schänd'ge Saat des Ungehorsams
In die Köpfe meiner Mandarinen,
Daß sie mir vom Tische weg sich stehlen,
Daß die Krieger, die dem Tod gestanden,
Zitternd vor der Wucht des Aberglaubens
Wie die Weiber dir die Kniee beugen?
Traun, ich hätte Lust, die scharfe Klinge

Meines Schwerts an deinem Hals zu prüfen,
Scheut' ich nicht, du würdest sie besflecken
Wie ein unrein Thier, das ich entfesselte!

Und ein Schauer überlief die Hörer,
Und sie seufzten heimlich ob der Lästung;
Doch der Tao-Sse hub an und sagte:

Unrein bin ich nicht. Denn nur der Wille
Reinigt und besleckt die Menschenseele,
Und der meine trieft vom Bad der Demuth.
Wer ich bin? Es kennen mich die Menschen
Beiderseit am Flusse Kiang. Ein armer
Priester bin ich, unwerth, daß der König
Nach ihm fragt. Vor hundertsechzig Jahren
Hach dein Knecht im hohen Steingeklüfte
Eines Magiers Buch. Mit rothen Lettern
War die Schrift auf weißen Grund geschrieben
Und benannt: Der Weg zur großen Ruhe.
Hundert Hefte sind's. Die einen fünfzig
Voll von uralten magischen Gebeten,
Daß der Leib geneset. Doch die andern
Lehren, wie man blüht in ew'ger Jugend;
Diese sind Geheimniß; jene frommen
Jedem Mutterkind. Seit damals, König,
Hab' ich auf und ab das Land durchzogen,
Körper heilend und die Seelen weisend
Auf den dunkeln Weg zur großen Ruhe.
Diese Hand soll mir vom Arme faulen,
Nahm ich jemals Lohn, die kleinste Münze,
Je ein Kleinod, außer Trank und Speise,
Nur zu fristen meine Lebenstage.
That ich was, um Herzen zu verblenden?
Sprach ich was, zu schmälern deine Hoheit,
Die der Herr der Welt mit Strahlen kränze
Ewiglich? Dein Knecht hat ausgeredet.

Sprach's und neigt bescheiden sich dem König
Zweimal, daß sein Bart den Boden rührte;
Doch der König — eine Feuerfäule
Stand er auf dem Thron, Verderben zügelnd,
Und sein Wort fuhr sengend durch die Herzen:
Tao-Sse, ich kenne dich und Alle
Deinesgleichen. Euren Nacken beugt ihr —

Euer Auge trotzt mir dreist entgegen.
Heuchelei ist eure ganze Demuth,
Euer Zauber ist der Menschen Wahnsinn,
Eure ew'ge Jugend ist die Lücke,
Welche nie in eurem Orden ausführt.
Wohl den Weg zur großen Ruhe wißt ihr;
Jeder geht ihn, der die wache Stimme,
Die nach Wahrheit schreit, in sich betäubet
Und sich bettet in die eigne Lüge.
Faulle nur die Hand von deinem Arme,
Denn du reckst sie nach dem größten Kleinod,
Nach der Macht, die alle Schätze werth ist.
Deine Wange täuscht mich nicht, und sollte
Mich dein Mund betrügen? Nein! Von himmen
Tilg' ich dich, denn Macht sei bei dem Einen,
Der ein Held und Retter in der Noth ist,
Nicht beim Schleicher, der vom ew'gen Gott sich
Alles anmaßt, Macht, Verehrung, Jugend,
Nur das Eine nicht, den Haß der Lüge.
Weil nun Gott geduldig ist und Manchen
Ueberhört, der ins Gesicht ihn lästert,
Soll der König, Gottes Sohn und Abbild,
Seines Herrn und Vaters Ehre wahren
Und die Gleisner in den Boden schmettern.
Führt ihn fort, in Ketten! Diesen Tag noch
Weiß ich ihm den Weg zur großen Ruhe.

Da fiel Alles in die Knie, die Feldherren,
Mandarin und der Freund Tschang-Tschao,
Und sie flehten: Gib ihn frei, den Heil'gen!
Schon' ihn, großer König!

Furchtbar blickte
Von dem Thron der Held. Für Euch um Schonung
Solltet ihr mich anflehn! Ist es Wahrheit,
Daß er heilen kann mit seinen Wassern,
Warum riefst ihr, da ich wund zurückkam,
Euren Heil'gen nicht, daß er mich heile?
Warum riefst ihr einen schlechten Wundarzt?
Geht, ihr seid zu blind an Geist und Sinnen
Und sich selber widerspricht der Wahnsinn,
Sonst gedächt' ich, daß ihr Arglist übtet.

In Bestürzung knien sie, Alle wortlos,
Und es winkt der Fürst. Die Gäste wandeln
Heim; hinab zum Kerker schritt der Priester. —

Eine Stunde war dahin gegangen,
Da zum jungen König kam die Mutter;
Denn ein Fürwort bei dem Sohn zu sprechen
Baten sie die Mandarinenfrauen.
Und sie fand den Sohn allein im Garten
Und sie sprach: Was thatest du mein Liebling? —

Mutter, sprach er, wie ein König that ich! —

Und die Mutter: Könige sind milde,
Könige sind klug und fromm vor Allen. —

Nein, vor Allen, Mutter, sind sie König,
Kommst auch du, und bittest für den Gaukler,
Der mein Volk verführet, der mir die Feldherren
Von der Seite lockt, daß auf dem Thron ich
Einsam sei? Mit theuren Eiden schwor ich,
Diese Brut der üppigen Lügengeister
Wegzutilgen, daß die Erde rein sei,
Und ich will's, so wahr mein großer Vater
Als ein reiner Geist da oben wandelt.
Stets, seit ich ein Ross beschreiten konnte,
In die Feldschlacht folgt' ich meinem Vater
Weit und breit; wenn er sein Land bereis'te,
Stand ich neben ihm im goldnen Wagen,
Hört' und sah sein Thun und Reden alles;
Niemals sah und hört' ich, daß er Gauklern
Ehrfurcht zollt. In seiner Faust zerbrach er
Geisterspuk und Trug wie Eierschalen
Und vor Gott nur lag er auf den Knien.
Und so will auch ich thun, gute Mutter,
Gott gehorchen und der Götzen lachen
Und vernichten alle Götzenpfaffen.

Kind, erwiedert kummervoll die Mutter,
Höre mich, denn ich bin alt geworden
Dicht am Throne, wo man zeitig altert.
Gott gehorchen ist der Weisheit Anfang,
Doch der Götzen lachen ist gefährlich
Jedem, und den Herrscher untergräbt es.
Was begehrt das Volk? Es will beglückt sein.
Wenn's ein Wahn beglückt, dann weh dem Herrscher,
Der den Wahn ihm zu entreißen trachtet,
Böt' er auch dafür die schönste Wahrheit.

Nicht Erkenntniß tilgt den Aberglauben,
Nur der Glaube; denn der Geist der Menge
Lehzt nach Wahrheit nicht, nur nach dem Glauben.
Weil das Volk an Deinen Vater glaubte,
Konnt' er Pfaffenspuk und Trug verachten,
Nicht zerbrechen; solches wagt' er niemals.
Du bist jung. Als Helden kennt das Volk dich,
Nicht als Herrscher. Daß sie an dich glauben,
Danach trachte, Sohn, und ihre Götzen
Werden nie die Wege dir vertreten.
Doch mit ihnen kämpfen, macht sie mächtig,
Und der Kleinste unter ihnen zwänge
Hundert Helden, wenn man ihn beleidigt,
Da er ungekränkt von selbst vermodert.

Sprach der Sohn: So willst du, gute Mutter,
Daß ich mit der Lüge mich vertrage,
Weil sie Waffen hat?

Und Jene sagte:
Waffen, Kind, die keinem Helden ziemen,
Waffen, wie die Wahrheit nie sie führte,
Unbesieglich ekelhafte Waffen.
Sohn, noch einmal: gib ihn frei, den Gaukler!
Sag, du warest voll des süßen Weines,
Stift' ihm einen Tempel. Hat dein Vater
Tempel nicht erbaut an allen Enden,
Nicht allein zur Ehre Gottes, nein, auch
Diesem Volk zu Ruh?

Von seiner Seite
Riß Sün-Tse das Schwert. Wie diese Klinge
Rock in Lüften faußt und ihrer Schärfe
Sich erfreut, so ist dein Sohn, o Mutter.
In der Scheid' ein Schwert — so war mein Vater.
Wer der Stärke — richten wird die Nachwelt.

Da die Hand auf seine Schulter legend
Spricht die Mutter: Lieber, höre dies noch.
Daß er Sonn' und Regen wirken könne,
Rühmt das Volk vom Tao-Sse. Wohlan denn!
Eine Dürre brütet viele Wochen
Ueberm Land; vermag er die zu bannen,
Sag ihm das, so soll er frei davongehn,
Reich beschenkt; wo nicht, als Lügner sterben.

Sei's denn! sprach der Sohn; doch thu ich's ungern.

Und er ließ den Priester vor sich führen;
Ohne Ketten kam er, denn die Schergen
Hatten's nicht gewagt ihn anzufesseln.
Grimm, da er dies sah, befahl den König,
Doch er zwang sich, sagt' ihm jene Rede,
Wie die Mutter sie ihm eingegeben.
Sprach der Tao-Sé, sich zweimal neigend:
Herr, die Frist, die meinem Lebensathem
Vorbefimmt, ich weiß, sie geht zu Ende;
Bleich sind meine Sterne; doch versuch' ich
Was ich kann.

Da führten ihn die Schergen
Auf den Markt. In heller Sonne lag er
Nieder, betend, seine weißen Hände
Dicht gefaltet vor das blüh'nde Antlitz.
Rings umstand ihn dichtgedrängt die Menge,
Stumm. Auf dem Altan erschien der König;
Keine Lippe rief ihm heut willkommen,
Nicht ein Blick begrüßt' ihn aus des Volkes
Tausend Augen; sinnend an der Brüstung
Lehnt Sün-Tsé; im Herzen war ihm wehe.

„Wenn die Sonne zum Gebirg hinabsteigt,
Ehe Sprach und Bitte dieses Priesters
Aufgethan die eh'nen Himmelschleusen,
Wird der Gaukler auf den Holzstoß treten,
Und die Flamme soll von ihm die Lande
Und vom Wahn die irden Herzen läutern!“

So der Herold. Athemloses Schweigen,
Murren dann und ein Geföh'n im Volke,
Lauter Zuruf: Kette dich, du Heil'ger!
Kette dich! du kannst es, wie wir wissen.

Doch der Alte lag, als ob er schlief,
Lag und lag. Die müden Stunden rollten
Schwer am Himmel in den glühenden Gleisen.
Und die Sonne sank. Da hieß der König
Scheiter auf dem Markt zusammenschichten
Und mit Fackeln traten vier Trabanten
An die Ecken hin des Sterbehügels,
Eines Winkes vom Altan gewärtig.
Und die Sonne sinkt. Der Abendstern schon
Blinkt herauf, es schwebt die Mondensichel

Rein am Firmament — die Sonnenscheibe
Rührt den Bergtrand — sinkt — ein rothes Blitzen
Streift verscheidend noch den bald Verschiednen —
Da — der König winkt. Die Schergen tragen
Den Verfallnen auf die Todesbühne,
Der, so scheint's, in sanftem Schlummer athmet,
Und die Fackeln stürzen in die Scheiter.
Doch alsbald erhebt sich himmlisch Brausen
Ueberm Markt, die Ziegel von den Dächern
Fahren durch die Luft im Kreis gewirbelt,
Ein Gewölk wie Heere großer Adler
Stürzt zusammen, unter ihrem Fittig
Dröhnt der Aether, wankt die alte Erde,
Und ins Jauchzen, Beten, Schrei'n des Volkes
Prasselt furchtbar Himmelsflut in Wäcken,
Begt den Markt von Gassen rein, zerflöhet
Scheit auf Scheiter wie ein Reifighäuflein,
Und die Fackeln zischen aus. Der Alte
Liegt bewegungslos, als ob er schlief.

Und die Flut versiegt. Drei Schuh hoch stand sie
Ueberm Boden. Nur die Windsbraut heulte
Fort und fort und kräuselte die Fläche.

Vom Altan verschwunden war der König.
Auf dem Platz umdrängt das Volk den Altan,
Alle Feldherrn, alle Würdenträger
Knieen in der Flut, indes der Priester
Sanft die Augen hebt und leise murmelt
Worte des Gebets.

Da rauscht ein Hufschlag
Durch die Lachen; hoch zu Ross, umgeben
Von Trabanten naht Sün-Tsé, der König,
Neben ihm Tschang-Tschao. Keine Gasse
Ihnt sich auf im knie'nden Volk. Die Lanzen
Müssen sie ihm öffnen und der Hufschlag;
Jeder meidet, zu ihm aufzuschauen,
Wie man meidet böser Geister Anblick.
Und er hält beim Tao-Sé. Der Priester
Schlägt den Blick bescheiden auf zum König,
Dessen Aug' in trübem Feuer lodert.
Wär' auch selbst die Frist noch nicht verstrichen,
Ruft der König, Gott den Herrn des Himmels
Würd' ich lästern, glaubt' ich, daß die Ordnung

Der Natur aus ihren Fugen wankte,
Dich zu retten. Vorbestimmt von Anfang
War die Blut, die sich herab ergossen,
Nicht gehorsam einem Lippenmurmeln.
Oder wär's, so wär's ein Sieg der Hölle
Ueber Himmelsmächte, wärst du selber
Ein verfluchter Geist, und ich gefegnet,
Wenn ich dich zurück zur Hölle sende.
Auf, Trabanten, nach der großen Ruhe
Lüftet ihn. So weist ihm denn die Pfade!

Keiner hebt den Arm, die Klinge Keiner.
Und der König schäumt: Ein Volk von Remmen
Nenn' ich mein? Ist Keiner, der den Flachsbart,
Das gemalte Angesicht verachtet?
Da erblitzt ein Stahl. Tschang-Tschao's Waffe
Trennt das Haupt des Tao-Esé vom Rumpfe.

Dumpf ein Fall — und welch ein Echo folgt ihm,
Welch ein Wiederhall von tausend Herzen,
Welch ein Nachhall in den Volkenschluchten
Hoch am Himmel! Draußen vor dem Stadthor
Ward auf einem Pfahl der Leib befestigt,
Eine Schrift dabei: So stirbt die Lüge!
Und durch Haufen Volks, die stumm hinwegfahn,
Ritt der König finster heim zum Schlosse.

Und ihm folgt das Echo, folgt der Sturmwind,
Fliegt ihm nach auf schwarzen Adlerschwingen,
Kreiset heulend um des Schlosses Zinnen,
Ein Grobrer. An die Scheiben klirrt er,
Fährt zum Schlot herein, durchwandelt rasend
Unsichtbar die düster goldnen Säle,
Und die Kerzen schnaubt er aus. Zu Bette
Liegt Sün-Tsé. In seiner Schenkelswunde
Kocht das Blut. Bis an die zwölfte Stunde
Hören draußen ihn die Wachen ächzen;
Denn die Meldung war ihm gekommen,
Daß der Sturm den todten Leib entführtet,
Und das Haupt sei ihm vorangeslogen.
Keine Silbe sprach Sün-Tsé. Am Lager
Saß der Freund Tschang-Tschao, mischte sorgsam
Kühlen Trank und horcht' auf seines Königs
Athemzug. Sobald der Sturm verstummt war

Mitternachts, besänftigt sich der Kranke
Und zu schlafen scheint er. Da auf einmal
Fährt er auf, zur Pforte stiert sein Auge,
Sieh, sie öffnet sich, die feuchte Nachtlust
Kröstelt scharf herein — ein Schrei des Königs —
Und zum Schwerte greift er; blinde Streiche
Führt er in die Luft, verworrene Zwiesprach
Stammelt er mit Schatten, dann ins Rissen
Sinkt er hin und ächzt: Er ist gegangen!
Tod den Wachen, die ihn eingelassen!
Zient es sich, zum König so zu kommen,
Nachts, das Haupt im Arm? O meine Mutter!

Und Tschang-Tschao ging und tief die Mutter.
Da sie kam, fand sie den Sohn in Schlummer,
Kalten Schweiß auf seiner Stirne thauend;
Und sie wacht bei ihm die nächste Nacht lang
Ungefehn von ihm. Und wieder kam es,
Stiert' ihn auf vom Schlosse, Keinem sichtbar,
Als nur ihm, und schwand wie es gekommen,
Horch, und wieder ruft er: Meine Mutter!

Leise tritt sie vor und ihn umfangend,
Spricht sie: Kind, was hast du? Wer verfolgt dich?

Mutter, Er! entgegnet dumpf der Kranke.
Meine Sinne sind mir abgefallen,
Wie mein Volk. Sie halten's mit dem Gaukler
Wider mich; ich weiß, daß sie mich narren,
Mich zu ängsten; dennoch staut die Welle
Meines Bluts zurück zur Herzenskammer
Und zersprengt sie schier. Hilf, meine Mutter!
Zweimal schon zu der geschlossnen Pforte
Trat er ein. Nicht drohen seine Augen;
Wenn sie drohten, könnt' ich ihrer spotten.
Sanft und tückisch leuchten sie und saugen
Das Gebein mir leer vom Mark des Lebens.
Tausend Feinde in der Schlacht erschlug ich,
Keinem fiel es ein, mich heimzusuchen.
Warum ihm? Gehorcht' ich nicht der Wahrheit?
Warum rafft mich das Gespenst der Lüge
Heimlich hin?

Da redete die Mutter:
Armer Sohn, nicht sind's die Nachtgesichte,

Sind die Taggesichte, die dich ängsten
 Und Gewalt an deiner Seele üben.
 Denn ich sah dich reiten heut' am Mittag,
 Sah, wie alles Volk sich von dir lehnte,
 Und du sahst es auch, mein armer Liebling.
 Lachte dir wie sonst des Volkes Antlitz,
 Wohl ein Glanz in deinen Nächten wär' es,
 Daß kein Spuk an deine Thür sich wagte.
 Eines frommt nur; die verlorenen Pfade
 Bahne dir zurück zu ihren Herzen
 Ungefäumt. Befehl, in der Pagode
 Vor der Stadt, den Altar zuzurufen;
 Dort vollbring' ein heilig Todtenopfer.
 Wem du's opferst — Alle werden's wissen,
 Und vor allem Volk wirst du entfühnt sein.
 Solches thu', und Ruhe kehrt dir wieder,
 Ruh' in Nächten und am Tage Frieden.

Sei's denn! sprach der Sohn. Doch thu' ich's
 ungeru.

Andern Tags im frühen Sonnenschimmer
 Mitt er aus, Tschang-Tschao ihm zur Seite,
 Keiner sonst. Zu Rosse saß der König
 Als ein Träumender, die Augenlieder
 Eingedrückt, die Faust an seiner Wunde,
 Und das Ross schritt fürder ohne Lenkung.
 Dede lag die Stadt. Kaum vor den Thüren
 Spielt' ein Kind. Vorauf den beiden Reitern
 Flog ein Rabe, wohl gesehn vom Freunde,
 Doch der König blickt in seinen Busen.

Als sie um die letzte Krümme bogen,
 Lag der Tempel da am Bergesabhang,
 Dunkel wogt's um ihn. Das ganze Volk stand
 Um die Stufen und von Mund zu Munde
 Rief's: Er kommt! zur Buße kommt der König! —
 In die Höhe fährt Sün-Tsé. Der Ingrimm
 Ueberflackert sein Gesicht. Ich wußt' es!
 Wartet er schäumend. Diese Stunde soll mir
 Bitter werden. In den Sumpf der Lüge
 Sink' ich tiefer, da ich ihm entfliehn will.
 Büßt man's nur mit Heucheln, daß man Heuchler
 Von sich stieß? Es sei, doch thu' ich's ungeru.

Und heraus zur Pforte der Pagode
 Tritt ein Priester, blank in Feierkleidern.
 Schlecht verhohlen triumphirt sein Lächeln
 Und er neigt sich tief Sün-Tsé entgegen.
 Wohl gewahrt's der König, stößt mit Knirschen
 Weg die Hand, die sich dem Bügel nähert,
 Springt herab und stolz empor die Stufen,
 Tritt er ein ins Heiligthum.

Im Innern
 Flammt der Altar. Knieend reicht der Priester
 Weihrauch dar, im Kreise stehn die andern,
 Summend wallt ihr Lied hinaus zur Pforte;
 Und der König zaudert; in die Runde
 Blickt er, überfliegt die Angesichter,
 Die von Stolz und Flammenscheine roth sind;
 Dann die Lippe beißend heftig reißt er
 Aus des Priesters Hand das Weihrauchbecken,
 Schwingt's und schleudert alles in die Flamme.

Ein Gewölk, ein dustiges, steigt zur Decke,
 Bläulich wiebelnd, ballt sich, trägt' und trägt.
 Und im Dampf bis ans Gewölbe reichend
 Steht der Tao-Tsé, das Haupt im Arme,
 Drau der weiße Bart wie Nebel flattert.

Draußen, die zunächst am Tempel harten,
 Hören grausend einen hellen Aufschrei,
 Und den König sehn sie, aschefarben,
 Einem Todten, der da wandelt, ähnlich,
 Aus dem Tempel stürmen, mit der Klinge
 Hinter sich die leere Luft zertheilend,
 Gleich als wär' ein Feind ihm auf den Fersen.
 Seine Rüstern fliegen wie dem Schlachtross
 Im Gewühl, der Schaum steht ihm am Munde
 Und er ruft: Mein Pferd! Nach Hause will ich —
 Fluch der Lüge, die den Tag besudelt —
 In die Nacht zurück, ihr Nachtgespenster!
 Fort! mein Pferd!

Da hört er's unten wiehern,
 Sieht den Klappen in dem hohen Grase
 Hartend sehn; — doch wer — wer hält den Bügel?
 Ein Lebendiger? — ein Luftgebilde?
 Wallt ein weißer Bart? — Aus ihren Höhlen
 Treten weit des Königs Augenlichter,

Nach der Stirne greift er, stier geöffnet
 Lacht der Mund, der Helm ist ihm entsunken,
 Wie ein Bildniß des Entsetzens spreizt er
 Alle Finger an der blaffen Linken —
 Plötzlich zückt die Rechte, die den Schwertgriff
 Fest umklammert hält, nach des Phantomes
 Haupt — ein Schrei, ein Blutstrahl schießt gen
 Himmel,

Und es fällt — ein Mensch.

Der blut'ge Springquell
 Busch den spukenden Nebel ihm vom Auge;
 Ihm entfällt die Waffe, nieder wankt er.
 Dann dem Kopf genahet blüht er sich mühsam,
 Und den Arm, den der Entseelte fallend
 Wie zur Abwehr um's Gesicht geschlagen,
 Hebt er auf — aus den gebrochenen Augen
 Trifft ihn still der Abschiedsblick der Treue,
 Und an seines Freundes Tschang-Tschao Seite
 Bricht er selbst zusammen.

Alle sahn es,
 Niemand hob ihn auf. Vor der Pagode
 Stand der Priester, über der Brust die Arme
 Ruhig kreuzend, hinter ihm die Andern,
 Und im Volke sprach's: Es war Tschang-Tschao,
 Der den Heil'gen schlug. Der Himmel richtet.

Als dem König die Besinnung kehrte,
 Fühlt er sich zu schwach, zu Kopf zu steigen;
 Eine Sänfte heischt er. Seinen Todten
 Hebt er selbst hinein und setzt sich düster
 Ihm gegenüber, dicht den Vorhang schließend,
 Denn sie sollten nicht ihn weinen sehen.

Also trug man sie zurück zum Schlosse.
 Eine Blutspur zeichnet ihre Straße,
 Denn die Schenkelwunde, halb vernarbt schon,
 Blutet frisch. Die Aerzte, die sie tiefen,
 Schüttelten die Häupter: Herr, das Gift ist
 Aufgewacht. Das Ende deiner Tage
 Naht. — Und Einer murmelt vor sich nieder:
 Nur der Tao-Sé, wenn er noch lebte,
 Wäre mächtig, dieses Blut zu stillen.

Meine Mutter ruft mir! sprach der König. —
 Und sie kam. O Sohn, mein Held, mein Liebling,
 Wie verwandelt finden wir uns wieder!
 Ganz ein Andern blickt aus deinen Augen,
 Kind, mich an! — Da hieß er einen Spiegel
 In sein Lager bringen. Lange blickt' er
 Auf die glatte Fläche. Dieser König,
 Sprach er müde, ist ein Kind des Todes.
 Was verunreint er die Lüfte länger
 Den Lebend'gen? — Plötzlich blickt' er starrer:
 Kommst du wieder? schrie er. Aus den eignen
 Augen, aus den eignen Zügen höhnt du
 Mir entgegen, Spuk? Nicht eher weichst du,
 Als zertrümmert ist mein eignes Bildniß?
 Wohl! — Er schlug ins Glas, in Splitter stirt' es.
 Rückwärts traurig lächelnd sank aufs Lager
 Hin der Held. Sag' meinem Bruder, haucht' er,
 Sag' ihm, Mutter, daß er Gott gehorche,
 Aber sag' ihm auch, woran ich sterbe! — —

Sprach's und starb. Da man den Leib bestattet,
 Hundert Priester schritten vor der Bahre,
 Hundert hinter ihr. Im Dunstgewölke,
 Das vom Scheiterhaufen hoch emporstieg,
 Sahen Viele durch die Lüfte schwebend
 Einen Rauch, gleich einem Greisenhaupte,
 Drauf ein weißer Bart wie Nebel flattert,
 Und sie zeigten sich's mit banger Ehrfurcht.
 Doch es sang zu sanften Trauerklängen
 So ein Sängerkhor zur Todtenfeier:

„Gleich dem Tiger, wenn er tagelang
 In der Höhle lauert auf den Fang,
 Gleich dem Falken, wenn er unversehn
 Auf den Raub herabstößt aus den Höhn,
 Gleich dem Löwen, dem, wenn er sich zeigt,
 Jedes Waldthier zittert, dient und schweigt, —
 Groß war unser König! Vor ihm her
 zog sein Ruhm und ging von Meer zu Meer,
 Wie ein Rauch, der seinen Feind ersticht,
 Wohlgeruch, der seinen Freund erquickt.
 Strahlend an dem alten Flusse Kiang
 War sein Aufgang — schwarz sein Untergang!“



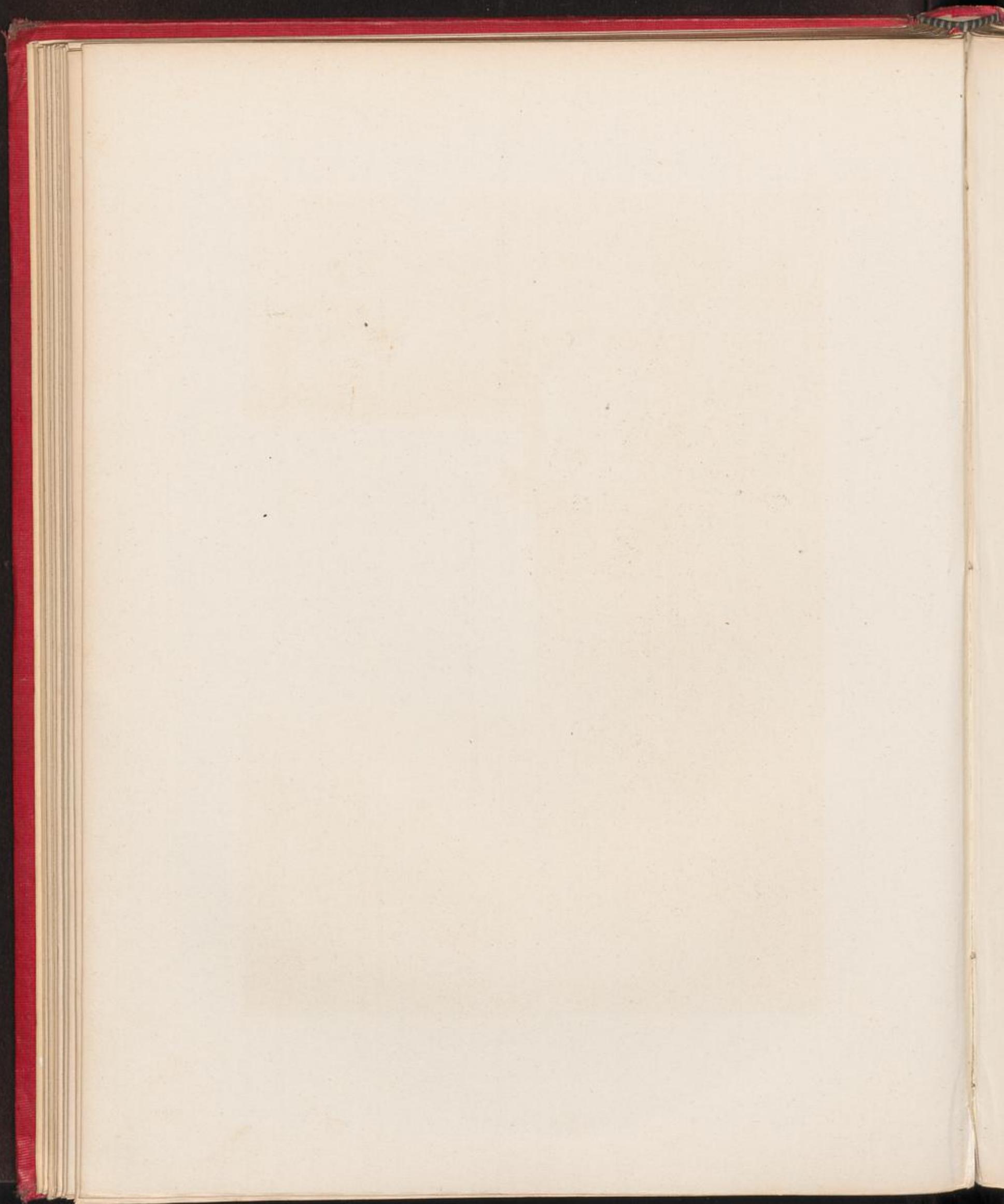
Der freye Sanger.

Von B. v. Apfel.

Wann Knabe fuhre mich auf's Schloß
Das Volk lobt sunder Sehen
Und bleibt dem Konig kein Genuß,
Sein Sanger bleibt ihm freu.

Sie wanderten nach der Stadt am Meer,
Fern krullte der Aufruhr schon,
Da sahn sie druber gewittergahmer
Des Himmels Wolken druhn.

Im



Im Hafen dort ragt' ernst und groß
Ein Schiff, im Kampf bewährt,
Heut aber lech und feuerlos —
Beh' dem, der's heute fährt.

Und als sie traten in's hohe Schloß
Scholl wilder Lärm darin,
Erschlagen lag der Diener Troß,
Das Volk schritt drüber hin.

Doch in dem Saal, wo oft erscholl
Des Jubels Uebermaß,
Auf seinem Throne muthesvoll
Noch König Harald saß.

Hell war sein Blick an dem düstern Tag,
Die Jugend wiedergekehrt,
Auf des Sessels Arm die Linke lag,
Die Rechte hielt das Schwert.

Und vor ihm stand mit seiner Schaar
Des Königs Bastard, Knut,
Wild aus dem Helmschurz quoll sein Haar,
Sein Panzer troß von Blut.

Er stampfte den Boden, daß es schallt'
Und rief: „Herunter jetzt!
Für diesen Thron bist Du zu alt,
Dein Volk hat Dich entsetzt!“

Aufsprang der König von seinem Thron
Und zerbrach sein goldnes Schwert, —
„So nimm es hin, Du falscher Sohn,
Der meines Bluts nicht werth.“

Und ob der Greis Euch schwach erschien,
Nicht wird er's sein im Tod!“
Er sprach's — kein Hort erstand für ihn,
Und er bestieg das Boot.

Hoch stand der König, gelehnt am Mast,
Und sah zurück auf's Land,
Und flatternd wallt', vom Sturm erfaßt,
Sein königlich Gewand.

Da aus der tobenden Menge tritt
Ein hoher Greis hervor:
„Nimm, König, Deinen Sanger mit,
Leih' ihm im Tod Dein Ohr.“

Er stieg zum König auf das Deck
Auf Nimmerwiederkehr —
Da flog das Fahrzeug, morsch und lech,
Hinaus auf's tobende Meer.

Doch wie die Bluth auch donnernd schallt
Kings um den schwankenden Kiel,
Der Sanger greift mit Allgewalt
In's eberne Saitenspiel:

„Fahre hin, mein König, in's feuchte Grab,
In's feuchte Grab mit mir,
Kiel treulos auch Dein Volk Dir ab,
Dein Sanger steht bei Dir!“

Von seines Königs Stierne fort
Scheucht er den letzten Harn,
Und über Deinen Feinden dort
Schwebt Gottes rächender Arm!“

Vom Ufer sah der falsche Sohn
Das rollende Meer entlang —
Jetzt hört' er, wie des Liedes Ton
Fern auf der Bluth verklang.

In Trümmer bald warf wilder Krieg
Die Stadt mit Thurm und Thor, —
Doch aus den Wassern nächtlich stieg
Fernher Gesang empor.

Reden ist Silber, Schweigen Gold.

Tenzone

zwischen B. v. Lepel und Th. Fontane.

Lepel.

Aus weisem Mund ein weises Wort,
Das warnt und wehrt und hilft und rãth,
Hoch steht's im Preis an jedem Ort
Heut, wo die Thorheit rings sich blãht;
Und doch — der Weise streb' allein,
In's eigne Herz hinab zu steigen,
Die Kunst des Worts mag silbern sein,
Doch golden ist die Kunst, zu schweigen!

Fontane.

Die Sprache, Freund, ist höchste Gunst,
Und Wort ist Leben, frisch und roth,
Nur Einem ziemt die Schweigekunst,
Dem großen Schweigekünstler Tod.
Ich spreche noch von sprechen nicht,
Von keines Lautes süßem Schallen, —
Ach, eh' Dein Kind noch Worte spricht
Entzückt Dich schon sein leises Fallen.

Lepel.

Ob Du in's Wort das Leben legst —
In stiller Brust schon leuchtet's hell,
Ja, was Du tief im Herzen hegst,
Es ist des Lebens erster Quell;
Und ob, vom stummen Tod besiegt,
Dein Wort verstummt, nicht Dein Gedanke,
Er bleibt Dir unverfehrt und fliegt
Ein Sieger über Tod und Schranke.

Fontane.

Gedanken sind von Gott ein Pfund,
Wohl Dir, wenn solchen Schatz Du hebst;
Doch weh' Dir, wenn im tiefsten Grund
Des Herzens Du ihn still vergrãbst.
Gedanken sind ein Gotteslicht,
Die Welt mit seinem Ruhm zu füllen,
Doch, daß es leuchte, darfst Du nicht
Es in des Schweigens Wolke hüllen.

Lepel.

Vergraben sei es nicht, das Pfund,
Es wach' und wuchre, fern der Welt:
Es giebt Gedanken, die der Mund,
Der sie verrathen will, entstellt.
Sie sind nicht für des Markts Geräusch,
Ihr Goldeswerth wird dort geringer,
Wie Blãthen sei'n sie, rein und keusch
Und unberührt von fremdem Finger.

Fontane.

Was Du empfindest und erkennst,
Und wãr' es rein wie Sternenpracht,
Es wird dadurch, daß Du es nennst,
Um seine Reinheit nicht gebracht;
Die Liebe selbst, die zitternd schwieg,
Sie muß zuletzt das Schweigen brechen,
Und wie berauscht von Glück und Sieg
Hört Jeder sich im Andern sprechen.

Lepel.

Fern sei's, o Freund, des Wortes Werth
Zu schmälern, das uns Gott geschenkt,
Doch wo die Thorheit lacht und lehrt,
Verschweigt die Weisheit, was sie denkt.
Ja, selbst verhöhnt, verklagt, verkannt,
Steht sie in schweigender Geberde,
Und schweigend vor Pilatus stand
Die höchste Weisheit dieser Erde.

Fontane.

Da eben, wo die Thorheit spricht,
Und sprechend zieht von Ort zu Ort,
Da ist's der Weisheit höchste Pflicht,
Das Wort zu tilgen mit dem Wort.
Das Volk des Herrn, es hätte nie
Das goldne Gãßenkalb zerbrochen,
Hãtt' nicht die Stimm' auf Sinai
„Ich bin der Herr Dein Gott“ gesprochen.

Lepel.

Sie sprach's. Ein Machtwort sandte sie,
Die Weisheit sprach im Donnergrau'n,
Doch ihre Tiefen ließ sie nie
Den Blick des Unverstandes schau'n.
Er faßt sie nicht, sein Sinn ist todt,
Nie kann er ihr Geheimniß lesen:
Der Götter Wort ist nur Gebot,
Doch ew'ges Schweigen birgt ihr Wesen.

Fontane.

Das steinerne Gebot des Herrn,
Wohl thut es kein Geheimniß kund,
Bis endlich der Verheißungstern
Hell über Bethlems Hütte stund; —
Das Wort ward Fleisch, Gott stieg herab,
Daß menschlich er bei Menschen bliebe,
Und über Tod hinaus und Grab
Nis uns sein Wort: Ich bin die Liebe!

Lepel.

Dies Wort, wie Wen'ge fassen's ganz,
Hier schuf es Heil, und Haber dort,
Der Bote trug den Dornenkranz,
Sein göttlich Opfer war sein Wort.
Was aber ist der Heil'gen Lohn?
Dies ist's: vor Gott sich still zu neigen
Im stillen Schau'n auf seinen Thron,
Es ist das sel'ge Schau'n im Schweigen.

Fontane.

Es webt in jenen sel'gen Au'n
Nicht nur das Schweigen fort und fort,
Es mischt sich in das hohe Schau'n
Auch hohes Lied und hohes Wort.
Du siehst, der Himmel selber beut
Gedoppelt seine Seligkeiten,
So laß denn ruh'n die Waffen heut'
Im Kampfe, der nicht auszustreiten.

Das Urtheil des Tok-tamish.

Von H. v. Homberg.

Zu Throne saß Tok-tamish. Vor ihm stand
Mit silbernem Geräth der goldne Tisch,
Und vor dem offenen Zelte schmauseten
In langen Reih'n die Fürsten seines Volks
Das Fleisch der Kasse, sammt der Kasse Milch.

Da warf ein Käm'm'rer vor dem Thron sich nieder,
Und sprach: „Gebietet! Licht und Herr der Welt!
Drei Brüder, Kinder eines todten Manns,
Die um sein Erbe rechten, sehen Sie,
Du wollest nach der Mäßigkeit ihren Zwist
Vernehmen und in Deiner Weisheit richten!“

„Herein mit ihnen!“

Und sie traten ein
Und warfen vor dem Chan zur Erde sich:
Hell an der Hüfte kitzelten ihre Köcher,
„Sagt Euren Streit!“

Da sprach der Älteste:

„Wir sind drei Brüder. Unser Vater starb
Bewickelte Nacht. Er ließ uns Gut und Heerden,
Kameel' und Kasse, Waffen, Zelt' und Weiber
Genug, doch auch zugleich ein böses Wort.
„Nur Einer, sprach er, ist mein rechter Sohn:
Bastarde sind die Andern! Bluch den Zwei'n!“
Und so im Zorne rafft' ihn Tod hinweg,
Oh' er den Einen unter uns genannt.
Drob wurden einig wir nach hartem Streit,
Daß nur der rechte Sohn sollt' Erbe sein;
Du aber mögst entscheiden zwischen uns
Nach Deiner Weisheit und Gerechtigkeit
Vor allem Volk! Dein Diener hat gesprochen.“

Der Herrscher sah die Brüder schweigend an,
Dann aus den kleinen Augen schoß es, wie
Ein grauer Blich. Und langsam sprach er so:

„Ich kannte Euren Vater. Besser nie
 Hat Einer Pfeile nach dem Ziel geschmettelt
 Aus meinem ganzen pfeilgeübten Volk,
 Des Ruhm und liebste Kunst der Bogen ist.
 Drum sprech' ich also meinen Richterpruch:
 Der beste Mann, des Vaters rechter Sohn
 Heißt uns, wer seines Pfeils am sichersten,
 Das schärfste Aug' hat und den straffsten Arm.
 Ihr sollt mit schießen!“

Ihre Augen blitzten,
 Und Beifall murmelte der weite Kreis.

Und weiter sprach der Chan: „Des Schusses Ziel
 Wähl' ich Euch selbst. Denn prüfen will ich Euch,
 Ob Mannesmuth in Euren Herzen wohnt!
 Im Flug der Vogel, ein geworfnes Tuch
 Sind Knabenwerk. Für Euch ein ander Ziel,
 Wie keines Euer Auge noch gewählt:
 — Des todten Vaters Leib! Herbei mit ihm,
 Und bindet ihn an jenes Baumes Stamm!
 Und wer der rechte Sohn des Vaters ist,
 Der treff' ihn gut!“

Die Leiche ward gebracht.
 — Und Todtenstille wurde rings umher.
 Man hörte nichts, denn jenes Baumes Laub,
 Als schaudert' es.

Der Brüder Aeltester
 Nahm sein Geschos, und prüft' es, finstern Trop
 Um Mund und Brauen. Dann, bedächtig spannt'
 Er seinen Strang; weit vorgebeugt, den Odem
 Verhalten, starren Blickes, stand er lange,
 Des Pfeiles Knauf am Ohr — und jetzt — ein Klang!
 Und in der Brust des Vaters stak der Pfeil.

Aufathmete die Menge. Murmeln ging
 Umher im Kreise, schwül, wie Steppenwind
 Vor nahendem Gewitter.

Raschen Tritts

Nahm jetzt der zweite Bruder seinen Stand,
 Warf einen Blick voll Hohn dem Ersten zu,
 Und einen Blick voll Uebermuth dem Kreis,
 Erhob den Bogen, spannt' ihn, sicherer Kraft,
 Als gält's ein Spielwerk, spannt' und zielt' — ein
 Schrillen!
 Und in des Vaters Herzen stand der Pfeil.

Und auf den Jüngsten blickten Alle jetzt:
 Noch Jüngling, aber in des Bogens Kunst
 Gepriesen, wie nicht Einer mehr im Volk:
 Der Brüder Pfeil zu spalten war sein Spiel,
 Vom Knauf zum Eisen.

Seinen Bogen nahm er,
 Nahm einen Pfeil und spannte — aber schlaff
 Sank ihm herab der Arm, sank das Geschos,
 Und aus den Augen stürzten ihm die Zähren.
 „Und sei Dein Thron, Tok-tamish, tief er aus,
 Der Kampfpfeis, — treffe Schande mich und Tod:
 Ich kann nicht zielen nach des Vaters Brust!“

Und aufschrie alles Volk. Mit Blitzeshelle
 Vor jeder Seele plötzlich stand's: Der ist's!
 Der ist der Sohn! Der ist der rechte Erbe!

Tok-tamish lächelte. Das hatte nie
 Wohl sonst ein Weibesohn an ihm gesehn.
 Auch war's nur wie ein Stern in Sturmesnacht:
 Geblickt, und wieder fort. Er sprach: Du bist's!
 Unträglich zeugt in Dir des Vaters Blut:
 Nimm hin sein Erbe! Doch Ihr Beiden dort
 Erweist Euch, wie er sterbend Euch genannt.
 Hinweg, Bastarde!“

Und sie gingen stumm
 Voll Scham und Wuth.

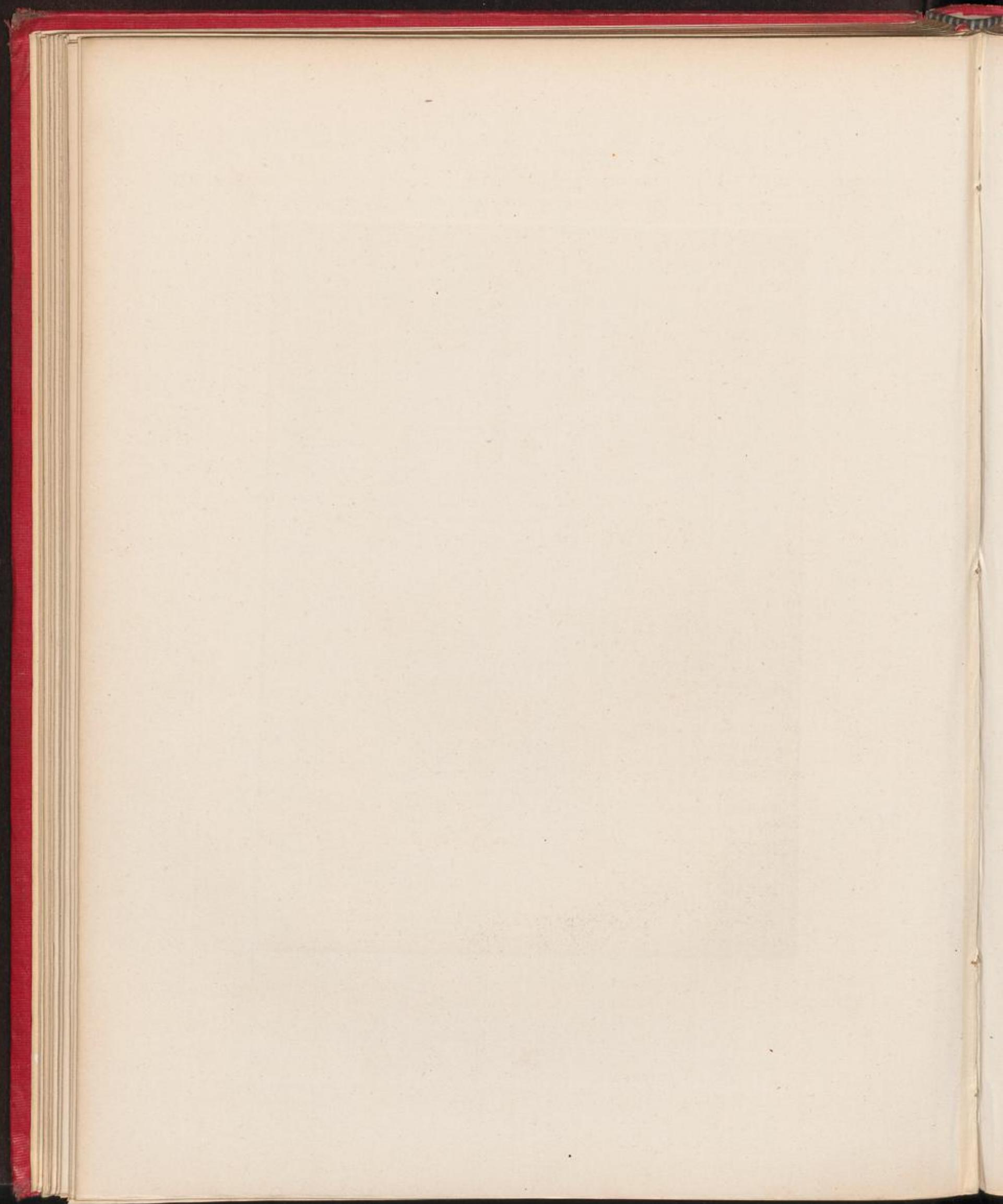
So richtete Tok-tamish.

TH. HOSEMANN.



Druck v. W. Korn in Berlin.

Caribisch.



Karaibisch.

Von Franz Augler.

Kleine Schlange, bunte Schlange,
 Bleib geringelt in der Sonne,
 Hier am warmen Steine liegen!
 Rufen will ich meine Schwester,
 Will die lustig bunten Farben,
 Ihr die bunten Ringe zeigen,
 Die die prangen auf dem Rücken,
 Nach den Ringen, nach den Farben,

Fein von Bast und bunten Federn,
 Einen Gürtel soll sie flechten,
 Und den Gürtel will ich schenken
 Meinem stolzen braunen Mädchen,
 Und wenn sie sich mit dem Gürtel,
 Sich mit deinem Bilde schmücket,
 Wird man ehren dich wie keine, —
 Kleine Schlange, bunte Schlange!

An meinem Geburtstage.

(1855.)

Von W. v. Werdel.

Ein für allemal verboten
 Selbst bei meinen besten Freunden
 Hatt' ich mir's seit manchen Jahren
 Und noch heuer ganz aufs neue,
 Daß an meinem Wiegenfeste
 Jemandwer sich Mühe gäbe,
 Jemandwie mich dran zu mahnen.

Mögen's Andre Nartheit nennen
 Oder Sonderling mich schelten —
 Wem erst seine zwei und fünfzig
 Sommer hinterm Rücken liegen,
 Der entwöhnt sich nachgerade,
 Sich als Wiegenkind zu denken.

Vollends wer durch solche Feist sich
 Mittelmäßig durchgestümpert,
 Eben nur des Alltagsruhmes
 Habhaft, nicht der Guten Ginen,
 Nur der Schlechten Keimen sich zu
 Wissen, — fragen mag der füglich,
 Was da Festliches dabei sei,
 Daß er 'rumläuft hier auf Erden?

Item heute voll Behagen,
 Daß die Gratulanten meiner
 Wünsche liebsten mir erfüllten,

Mich mit mir allein zu lassen,
 Heim von einem Gange kehrend
 Trei' ich arglos in mein Zimmer.

Und auf meinem Tisch — der erste
 Blick fällt dorthin unwillkürlich —
 Seh' ich eine Blume stehen,
 Die sich heimlich eingeschlichen,
 Um mir still zu gratuliren!
 Runzeln wollt' ich schon die Stirne
 Und mit des Verdrußes schändem
 Dank der Grüßenden begegnen.

Doch wie sie so lächelnd blühte,
 Duftend schwieg, und harmlos blickte,
 Nichts von meiner Laune ahnend,
 — Wie Befehung überkam's mich,
 Sauber trug ich sie ans Fenster,
 Tränkte sorglich sie mit Wasser,
 Und zu ihrem Freunde hatte
 Schlau die Freundin mich verwandelt.

Lachend sprach ich zu mir selber
 Und gerührt zugleich: Von allen
 Grillen doch die lächerlichste
 Ist es und die unfruchtbarste,
 Sich der Lieb' erwehren wollen!

Archibald Douglas.

Von Theodor Fontane.

„Ich hab' es getragen sieben Jahr
Und ich kann es nicht tragen mehr,
Wo immer die Welt am schönsten war,
Da war sie öd' und leer.

Ich will hintreten vor sein Gesicht
In dieser Knechtsgestalt,
Er kann meine Bitte versagen nicht,
Ich bin ja worden alt.

Und trüg er noch den alten Groll,
Frisch wie am ersten Tag,
So komme, was da kommen soll,
Und komme, was da mag.“

Graf Douglas spricht's. Am Weg ein Stein
Lud ihn zu harter Ruh,
Er sah in Feld und Wald hinein,
Die Augen fielen ihm zu.

Er trug einen Harnisch rostig und schwer,
Darüber ein Pilgerkleid, —
Da horch, vom Waldbrand scholl es her,
Wie von Hörnern und Jagdgeleit.

Und Kies und Staub aufwirbelte dicht,
Herjagte Meute und Mann,
Und ehe der Graf sich ausgericht't,
Waren Rosß und Reiter heran.

König Jakob saß auf hohem Rosß,
Graf Douglas grüßte tief,
Dem König das Blut in die Wange schoß,
Der Douglas aber rief:

„König Jakob, schaue mich gnädig an
Und höre mich in Geduld,
Was meine Brüder Dir angethan,
Es war nicht meine Schuld.

Denk nicht an den alten Douglas-Reid,
Der trotzig Dich bekriegt,
Denk lieber an Deine Kinderzeit,
Wo ich Dich auf den Knie'n gewiegt.

Denk lieber zurück an Stirling Schloß,
Wo ich Spielzeug Dir geschnitz,
Dich gehoben auf Deines Vaters Rosß
Und Pfeile Dir zugespitzt.

Denk lieber zurück an Linsithgow,
An den See und den Vogelheerd,
Wo ich Dich fischen und jagen froh
Und schwimmen und springen gelehrt.

O denk an Alles, was einst war
Und sänftige Deinen Sinn,
Ich hab' es gebüßet sieben Jahr,
Daß ich ein Douglas bin.“

„Ich seh' Dich nicht, Graf Archibald,
Ich hör' Deine Stimme nicht,
Mir ist, als ob ein Rauschen im Wald
Von alten Zeiten spricht.

Mir klingt das Rauschen süß und traut,
Ich lausch' ihm immer noch,
Dazwischen aber klingt es laut:
Er ist ein Douglas doch.

Ich seh' Dich nicht, ich höre Dich nicht,
Das ist Alles, was ich kann,
Ein Douglas vor meinem Angesicht
Wär' ein verlorener Mann.“

König Jakob gab seinem Rosß den Sporn,
Bergan jetzt ging sein Ritt,
Graf Douglas faßte den Zügel vorn
Und hielt mit dem König Schritt.

Der Weg war steil, die Sonne stach
 Und sein Panzerhemd war schwer,
 Doch, ob er schier zusammenbrach,
 Er lief doch nebenher.

„König Jakob, ich war Dein Seneschall,
 Ich will es nicht fürder sein,
 Ich will nur tranken Dein Roß im Stall
 Und ihm schütten die Körner ein.

Ich will ihm selber machen die Streu
 Und es tranken mit eigener Hand,
 Nur laß mich athmen wieder auf's Neu
 Die Luft im Vaterland.

Und willst Du nicht, so hab' einen Muth,
 Und ich will es danken Dir,

Und zieh Dein Schwert und triff mich gut
 Und laß mich sterben hier.“

König Jakob sprang herab vom Pferd,
 Hell leuchtete sein Gesicht,
 Aus der Scheide zog er sein breites Schwert,
 Aber fallen ließ er es nicht.

„Nimm's hin, nimm's hin und trag' es neu
 Und bewache mit meine Ruh,
 Der ist in tieffter Seele treu,
 Wer die Heimath liebt, wie Du.

Zu Roß, wir reiten nach Linlithgow
 Und Du reitest an meiner Seit',
 Da wollen wir fischen und jagen froh,
 Als wie in alter Zeit“

Plattdentsche Gedichte.

Von Klaus Groth.

Schippers Fru.

Slap Kindjen söt,
 Ik weeg di mit de Höt,
 Buten geit dat wille Haf,
 Dat weegt din Vader wul op und af,
 Slap Kindjen söt.

Slap Kind un dröm
 Bun Bageln un gollne Böm,
 Ik hör de See de ganze Nacht,
 Ik sitt un leng de ganze Dag,
 Slap du Kind un dröm.

Slap du Engelsgezicht,
 He kumt gewis torügg,
 Un keem he nich, dat weer to swar,
 So seet un dröm ik ünnerdar,
 Slap du Engelsgezicht.

Inne Fremde.

Dat dagt int helle Osten,
 Dag ward dat averall,
 Mi blifft dat fremd un düster,
 Wo ik hin wannern schall,
 Dat blifft mi düster.

De Blöm un muntern Bageln,
 De sünd mi wulbekannt,
 De Dau liggt op de Wischen
 As in min Vaderland,
 Op gröne Wischen.

Ik plück mi vun de Heiloh
 En Blom Bergisweinicht,
 De Drapens op de Blader,
 De köhlt mi dat Gesicht,
 De hellen Drapens.

Properz.

Von Herman Grimm.

Extrema mea lux cum potus nocte vagaver —

Als ich das Trinkgelag verlassen,
Und trunken auf dem Heimweg war,
Stieß ich in den verwaisten Gassen
Auf eine tolle Knabenschaar;
Sie kamen an mit Feuerbränden,
Sie waren alle nackt und bloß,
Die einen Fackeln in den Händen,
Die andern Bogen und Geschoß.

Der ist's! tief einer aus von ihnen,
Der kühnste, voller Uebermuth,
Und meine angst erfüllten Wienen
Beleuchtet er mit heller Gluth:
Hier den ergreift! Nehmt ihn gefangen,
Er ist Euch allen wohlbekannt,
Ihn, den mit zornrothigten Wangen
Das schöne Mädchen uns genannt!

Schon sah die Schlinge mir im Nacken,
Man stieß mich mitten in's Gewühl.
Der sterbe, riefen volle Backen,
Der hier an uns nicht glauben will!
Ha, wir sind Götter! — lange Stunden
Hat sie um dich geweint, gewacht,
So du, wir haben dich gefunden,
Vor fremden Thüren zugebracht.

Wenn sie des Abends ihrem Haare
Die Bänder und den Schmuck entflieht,
Und aus dem schweren Augenpaare,
Die Liebe winkt — das fühlst du nicht?
Weh'n da nicht zauberhaft die Lüfte,
Ist nicht die Nacht so tief und still? —
So locken nicht der Rose Düfte
Die Biene, die sie kosten will.

Schont seiner, Brüder! Hört, auf's neue
Spricht er der Liebe Schwüre aus,
Und der bekehrte Ungetreue — —
Doch halt, hier ist ja schon das Haus! —
Sie warfen mir den Mantel über,
Und riefen scheidend, geh hinein,
Und lerne für die Zukunft lieber,
Des Nachts bei ihr zu Hause sein.

Es war noch früh. Ich stand am Ziele;
Ob sie allein sei, wollt' ich sehn;
Da fand ich sie auf weichem Pfühle,
Ach, niemals fand ich sie so schön!
Traumbilder, die von dannen schweben,
Hascht sie, zu deuten ihren Sinn,
Ob nicht für mich, nicht für ihr Leben,
Verderbenbringendes darin.

So lag sie halb erwacht, halb schlafend,
Bewundernd beugt' ich meine Knie;
Sie sagte, mit den Augen strafend,
Warum erblick' ich dich so früh?
Dein Mädchen hat nicht deine Sitten,
Ein Liebster ist ihr Glück's genug,
Du spürst umsonst nach fremden Schritten
Im Lager, das mich einsam trug.

Wagst du's, mich treulos dir zu wähen?
Ist Sehnsucht eine böse That?
Ich weinte niemals falsche Thränen,
Bei mir erfährst du nie Verrath, —
So sprechend wehrt sie meinen Küßen
Sanft mit dem Arm, wie Lilien rein,
Und schlüpfte mit behenden Füßen
In das Sandalenpaar hinein.



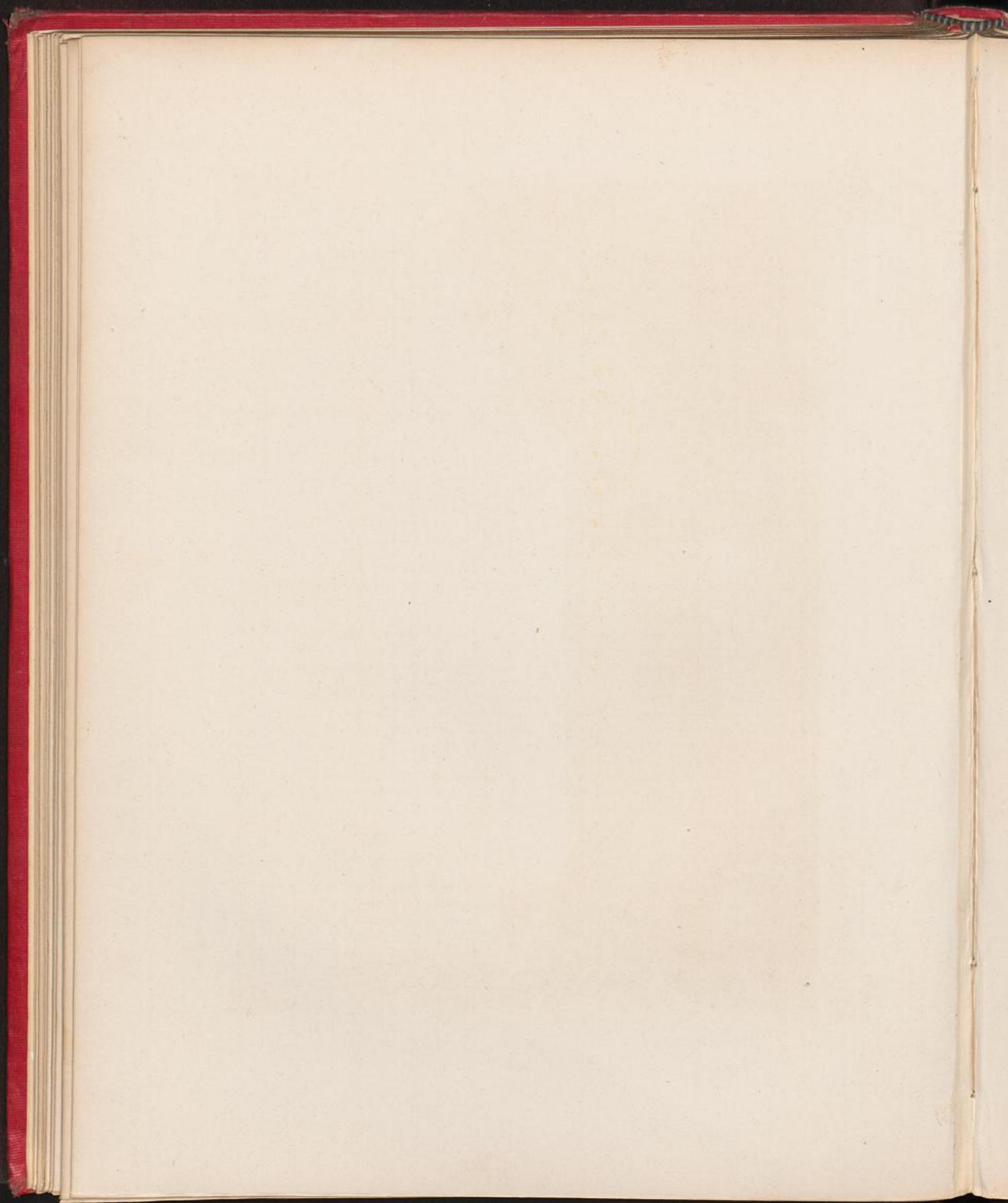
Wenn die Äpfel reif sind.

Von Th. Storm

Es war mitten in der Nacht. Hinter den Linden, die längs dem Plankenraum des Gartens standen, kam eben der Mond herauf und leuchtete durch die Spitzen der Obstbäume und drüber auf die Hinterwand des Hauses bis herunter auf den kleinen Steinhof, der durch ein Stackel von dem Garten getrennt war. Die weissen Vorhänge hinter dem niedrigen Fensterchen waren ganz von seinem Lichte beschienen, mitunter war's, als griffe eine kleine Hand hindurch und zöge sie heimlich auseinander.

Unten zwischen den Büschen des Gartens, auf den Steigen und Rasenplätzen war es dunkel und still, nur der Marder, der in den Zwetschen sass, schmatzte bei seiner Mahlzeit und kratzte mit den Klauen in die Baumrinde. Plötzlich hob er die Schwanzspitze, es rutschte etwas draussen an der Planke, ein dicker Kopf guckte herüber. Der Marder sprang mit einem Satz zu Boden und verschwand zwischen den Häusern, von drüben aber kletterte ein unterschter Junge langsam in den Garten hinab.

Dem



Dem Zwetschgenbaume gegenüber unweit der Planke stand ein nicht gar hoher Augustapfelbaum; die Äpfel waren grade reif, die Zweige brechend voll. Der Junge mußte ihn schon kennen; denn er grinste und nickte ihm zu, während er auf den Fußspitzen an allen Seiten um ihn herumging; dann, nachdem er einige Augenblicke still gestanden und gelauscht hatte, band er sich einen großen Sack vom Leibe und fing bedächtig an zu klettern. Bald knickte es droben zwischen den Zweigen und die Äpfel fielen in den Sack, einer um den andern in kurzen regelrechten Pausen. — Da zwischendrein geschah es, daß ein Apfel nebenbei zur Erde fiel und ein paar Schritte weiter in's Gebüsch rollte, wo ganz versteckt eine Bank vor einem steinernen Gartentischchen stand. An diesem Tische aber — und das hatte der Junge nicht bedacht — saß ein junger Mann mit aufgestülztem Arm und gänzlich regungslos. Als der Apfel seine Füße berührte, sprang er erschrocken auf; einen Augenblick später trat er vorsichtig in den Steig hinaus. Da sah er droben, wohin der Mond schien, einen Zweig mit rothen Äpfeln unmerklich erst und bald immer heftiger hin und her schaukeln; eine Hand fuhr in den Mondschein hinauf und verschwand gleich darauf wieder sammt einem Apfel in den dunkeln Schatten der Blätter.

Der unten Stehende schlich sich leise unter den Baum, und gewahrte nun endlich auch den Jungen wie eine große schwarze Raupe um den Stamm herumhängen. — Ob er ein Jäger war, ist seines kleinen Schnurrbarts und seines ausgeschweiften Brattes unerachtet schwer zu sagen; in diesem Augenblicke aber mußte ihn etwas wie ein Jagdfieber überkommen; denn begierig, als habe er die halbe Nacht hier nur gewartet, um die Jungen in den Apfelbäumen zu fangen, griff er durch die Zweige und legte leise aber fest seine Hand um den einen Stiefel, welcher wehrlos an dem Stamm herunterhing. Das Bein zuckte, das Äpfelplücken droben hörte auf; aber kein Wort wurde gewechselt. Der Junge zog, der Jäger packte nach; so ging es eine ganze Weile. Endlich legte der Junge sich auf's Bitten.

„Lieber Herr!“

— „Spitzbube!“

„Den ganzen Sommer haben sie über den Zaun geguckt, und ich habe sie alle Tage sitzen lassen!“

— „Wart' nur, ich werde Dir einen Denktettel machen!“ Dabei griff er in die Höhe, und packte den Jungen in den Hosenspiegel. „Was das für verbes Zeug ist!“ sagte er.

„Manchester, lieber Herr!“

— „Gi, ei!“ und er zog ein Messer aus der Tasche.

Als der Junge das Aufschneiden der Klinge hörte, machte er Anstalten, hinab zu klettern. Allein der Andre wehrte ihm. „Bleib nur,“ sagte er, „Du hängst mir eben recht!“

Der Junge schien gänzlich wie verlesen. „Herr Jemine!“ sagte er, „es sind des Meisters seine! — Haben Sie denn gar kein Stöckchen, lieber Herr? Sie könnten es mit mir alleine abmachen! Es ist mehr Plaisir dabei, es ist eine Motion; der Meister sagt, es ist so gut als wie Spazierenreiten!“

Allein — der Jäger schnitt. Der Junge ließ den vollen Sack zur Erde fallen, als er das kalte Messer so dicht an seinem Fleisch heruntergleiten fühlte; der Andre aber steckte den ausgeschweiften Flecken sorgfältig in die Westentasche. „Nun kannst Du allenfalls herunter kommen!“ sagte er.

Keine Antwort. Ein Augenblick nach dem andern verging, aber der Junge kam nicht. — Von seiner Höhe aus hatte er plötzlich, während ihm von unten her das Leid geschah, im Hause drüben das schmale Fensterchen sich öffnen sehen. Ein kleiner Fuß streckte sich heraus — der Junge sah den weißen Strumpf im Mondschein leuchten — und bald stand ein vollständiges Mädchen draussen auf dem Steinhof. Ein Weilchen hielt sie mit der Hand den offenen Fensterflügel; dann ging sie langsam an das Pfortchen des Staketenzaunes und lehnte sich mit halbem Leibe in den dunkeln Garten hinaus.

Der Junge rentzte sich fast den Hals aus, um das Alles zu betrachten. Dabei schienen ihm allerlei Gedanken zu kommen; denn er verzog den Mund bis an die Ohren und stellte sich breitspurig auf zwei gegenüber stehenden Ästen, während er mit der einen Hand das geschädigte Kleidungsstück zusammenhielt.

— „Nun, wird's bald?“ fragte der Andre.

„Es wird schon!“ sagte der Junge.

— „So komm herunter!“

„Es ist nur,“ erwiderte der Junge und biß in einen Apfel, daß der Jäger es unten knirschen hörte, „es ist nur, daß ich ein Schuster bin!“

— „Was dann, wenn Du kein Schuster wärest?“

„Wenn ich ein Schneider wäre, so würde ich mit das Loch von selber flicken.“ Und er fuhr fort, seinen Apfel zu verspeisen.

Der junge Mann suchte in seiner Tasche nach kleiner Münze; aber er fand nichts als einen harten Doppelthaler. Schon wollte er die leere Hand zurückziehen, als er ganz deutlich von unten her ein Klirren an der Gartenthür vernahm. Er fuhr zusammen. „Dummkopf!“ murmelte er, und schlug sich vor die Stirn. Dann griff er in die Tasche zurück und sagte sanft: „Du bist wohl armer Leute Kind?“

„Sie wissen schon,“ sagte der Junge, „s' wiew Alles sauer verdient.“

— „So fang und laß Dir flicken!“ Damit warf er das Geldstück zu ihm hinauf. Der Junge griff zu, wandte es prüfend im Mondschein hin und wieder, und schob es schmunzelnd in die Tasche.

Drunten auf dem langen Steige, an dem der Apfelbaum in den Rabatten stand, wurden kleine Schritte vernommen und das Rauschen eines Kleides auf dem Sande. Der Jäger biß sich in die Lippen; er wollte den Jungen mit Gewalt herunterreißen; der aber zog sorgsam die Beine in die Höh', eines um das andere; es war vergebene Mühe. „Hörst Du nicht,“ sagte er keuchend, „Du kannst nun gehen.“

„Freilich,“ sagte der Junge, „wenn ich den Sack nur hätte!“

— „Den Sack?“

„Er ist mir da hinabgefallen.“

— „Was geht das mich an!“

„Nun, lieber Herr, — Sie stehen jaust da unten!“

Der Andre häckte sich nach dem Sack, hob ihn ein Stück vom Boden und ließ ihn wieder fallen.

„Werfen Sie dreist zu!“ sagte der Junge, „ich werde schon fangen.“

Der Jäger that einen verzweifelnden Blick in den Baum hinauf, wo die dunkle untersekte Gestalt zwischen den Zweigen stand, sperrbeinig und bewe-

gunglos. Als aber draußen die kleinen Schritte immer lauter wurden und immer näher kamen, trat er hastig auf den Steig hinaus. Ehe er sich's versah, hing ein Mädchen an seinem Halse.

„Heinrich!“

— „Um Gottes Willen!“ Er hielt ihr den Mund zu und zeigte in den Baum hinauf. Sie sah ihn mit verdutzten Augen an; aber er achtete nicht darauf, sondern schob sie mit beiden Händen in das Gebüsch.

— „Junge, vermaledeiter! — Aber daß Du nicht wiederkommst!“ und er erwischte den schweren Sack vom Boden und hob ihn ächzend in den Baum hinauf.

„Ja, ja!“ sagte der Junge, indem er dem Andern behutsam seine Bürde aus den Händen nahm, „das sind von den Rothen; die fallen ins Gewicht.“

— Hierauf zog er ein Endchen Bindfaden aus der Tasche und knüpfte es eine Spanne oberhalb der Äpfel um den Sack, während er mit den Zähnen den Zipfel desselben angezogen hielt; dann lud er ihn auf seine Schulter, sorgsam und regelrecht, so daß die Last gleichmäßig auf Brust und Rücken vertheilt wurde. Nachdem auch dieses Geschäft zu seiner Zufriedenheit zu Ende gebracht war, saßte er einen ihm zu Häupten ragenden Ast und schüttelte ihn mit beiden Händen. „Holla, Diebe!“ schrie er, und die Äpfel prasselten nach allen Seiten durch die Zweige.

Unter ihm krachte es in den Büschen, eine Mädchenstimme kreischte, die Gartenthür klirrte, und, als der Junge noch einmal den Hals ausreckte, sah er so eben das kleine Fenster zuklappen und den weißen Strumpf darin verschwinden.

Einen Augenblick später sah er rittlings auf der Gartenplanke und lugte den Weg entlang, wo sein neuer Bekannter mit langen Beinen in den Mondschein hinaus lief. Dabei griff er in die Tasche, befiengerte seine Silbermünze und lachte so ingrimmig in sich hinein, daß ihm die Äpfel auf dem Buckel tanzten. Endlich, als schon die ganze Hausgenossenschaft mit Stöcken und Laternen im Garten umherirrte, ließ er sich lautlos an der andern Seite hinuntergleiten und schlenderte über den Weg in den Nachbargarten, allwo er zu Haus war.

Das Fest der heiligen Rosalie zu Palermo.

Einer Freundin am Christabend 1846.

Von Bernhard von Lepel.

Bei dieser Weihnacht Kerzengesimmer auf dem Schnee
Und um des Christbaums Flittergold
Erinn're Dich mein Freundesgruß an jene Nacht
Voll Kerzen- und Fackellichts, das bei
Rosalie's Festzug durch das schöne Palermo floß,
Wo jüngst ich Dir begegnete.
Der fernern Heimath gern gedenk begrüßt' ich Dich,
Die oft den Kampf des Gemüths im Druck
Der Geschichte Du mit sinnig heitrem Wort entrollst —
Doch tief im Innern wohnt der Schmerz.

Dort aber riß uns rauschend hin die Lust des Volks,
Das stets das träge Jahr hindurch
Voll froher Erwartung dieses Tages harri: es rauscht
Sein Jubel, glänzt sein alter Stolz,
Sobald es hoch auf braunen Schultern in silber-
nem Sarg

Die Asche der schönen Heiligen
Bei Fackelgespräche durch die Straße Toledo trägt.
Ihm aber schwebt, thurmhoch, voran
Auf colossalem, goldnem Wagen durch die Nacht
In lichtigem Gewand Rosalia,
Und vierzig, weiße geschmückte Stiere ziehn gemacht
Den schwankenden, bunten Bau, davon,
Bekränzt mit Rosen, das Bild der Heiligen niederblickt,
Die ehedem bei frommem Gebet
Und keuscher Entfagung auf dem Berge Pellegrin
In dunkler Grotte lebt' und starb.

Erlauchten Stammes Tochter rühmt die Sage sie,
Doch reizt normannischen Fürstenthofs
Weltlärm sie nicht, sie nicht der liebliche Harfenschall,
Der zu des Springquells flüssigem Scherz
Sanft durch die arabische Säulenhalle der Zisa klang,
Sie reizte der Lustritt nicht auf bunt
Gezäumtem Saumthier bis zu deiner lieblichen Höh',
Die vor dem Thaleingang erglänzt,
Du luft'ge Bergstadt Montreal, bei der so oft
Erstholst das Jagdhorn, oder empor

Der Falke stieg. Dort lockten zu süßer, wonniger Ruh'
Schnsücht'ge Stimmen aus der Nacht
Des dichten Drangenwaldes, der vom Strand des
Golfs

Bis zum Gebirgskranz kühlende,
Tiefgrüne Schatten durch den Glanz der Ebne wob.
Doch lauschte sie nicht dem Liebestruf,
Denn ihre Erwählter war im großen, heil'gen Kampf
Gefallen vor Jerusalem.

Im Herzen nur den Erlöser, einsam, baute sie
In düst'rer Bergeshöhle dort
Von rauhem Felsstein ihren Altar trostesvoll
Und stellte Loblensschädel darauf
Und Crucifix. — Dort lebte die Jungfrau Jahr
um Jahr;

Bald lag bei nächtlichem Ampelschein
Das heil'ge Buch der Wunder und Offenbarungen
Auf ihrem Knie, und nieder auf
Des grauen Urworts tröstende Weisheit neigt sich ihr
Bildschönes Haupt, in ruhige
Andacht vertieft; bald von des Felsbergs Gipfel sah
Sie nieder auf das stürmische Meer
Und sandte den Hauch erhörter Gebete nieder in
Des bangen Fahrzeugs flatterndes
Zerriff'nes Segel, bis es erreichte des Hafens Ruh';
Bald ließ sie weilen den feuchten Blick
Wohl auf den Zinnen ihrer geliebten Vaterstadt
Und betet' inbrunstvoll für dich
Palermo, strahlende Königsstadt, die endlich von
Sarazenischer Wuth befreit Rogers
Normannische Kraft: — nun sollte die Lieblingste
seines Stammes
Bald Heinrich führen in's Brautgemach,
Daraus die stolze, schwäbische Zeit an diesem Golf
Erwuchs, die Zeit voll Heldenkraft
Und Minnegefang. — Da ruhete längst auf steiner-
nem Bett,

Verlassen und unbefattet, der

Einsiedlerjungfrau bleiches Gebein, Die Sage klang,
In stürmischer Nacht noch schwebte sie dort,
Und wenn im Hafen die Leuchte des Pharus längst
erlosch,

Dann sah der ferne Schiffer noch
Kosaliens Kleid hellleuchtend flattern in Nacht und
Wind
Vom steilen Gipfel des Pellegrin.

Still schwebte der Schutzgeist über der Stadt, doch
stürmten bald

Die Wogen des Schicksals wild'ren Drangs
Die Mauern, als die Wogen des Meers: zu Boden fiel
Heinrichs berühmtes Geschlecht als am
Besuwischen Golfe jenes Jünglings blondes Haupt
Hinrollt' auf's dunkle Blutgerüst.
Tyrannisch schlug sein Mörder Karl auf diese Stadt, —
Doch vor dem himmlischen Throne blieb
Fürbittender Klang aus heil'gem Mund nicht unerhört:
Anzog der Held von Procida
Die Vespertglocken, und stolz und ruhmvoll wallten nun
Aragonische Fahnen von der Stadt.

Doch wechselvoll heimsuchte sie Leid: Erdbeben bald,
Bald Krieg; der Geißeln schwerste doch
Schwang in vernichtendem Grimm die Pest. Da
stand das Volk

Im Tempel klagend, klagend durch
Die Straßen zog's, mit Kreuz und Kerzen wandelte
Der Priester Zug von Thor zu Thor —
Doch wuchs das Drangsal! Da geschah das lieblichste
Der Wunder: durch des nahen Bergs
Felschluchten schweift' ein Wanderer seufzend: gestern
schloß

Sein blühend Weib auf grimmigem
Siechbett die schönen Augen; nieder auf den Stein
Fiel still die männliche Thräne. Da
Erschien ihm eines Mädchens schwebende Lichtgestalt
Und sprach: „Ich bin Kosalia,
Mein innig Flehn hat nun der Herr erhört: du siehst
Vom Todeschlaf dein Weib erwacht
Und nun befreit von dieser düstern Leidenszeit
Sei meine geliebte Vaterstadt

Sobald sie meiner Asche Ruh' an heil'ger Stätt'
Im Dome gab, Steigt jene Schlucht
Hinan auf unwirthbarem Pfad, dort findet ihr
In verborg'ner Höhle mein Gebein.“
Und alsobald hinwallte dort die trauernde Stadt
Und fand das bleiche Gebein und trug
Es nieder, trug's in silbernem Sarg von Thor zu
Thor —
Und nun befreit aufjauchzt die Stadt.

Wohl trug sie oftmals andres schweres Leid darauf,
Es weiß die Welt, welch herbes Loos
Dem berühmten Eiland unterm Druck bourbonischer,
Stiefmütterlicher Arme nun
Zufiel, und mit dem Heerd des Aetna stets zugleich
Glimmt unterm Grund verborgen hier
Der Heerd des Aufruhrs — aber harmlos schwärmt
das Volk

In seines Besitzugs Kerzenlicht
Und fährt auf wolkigem Fußgestell in der Sommer-
nacht
Des rettenden Engels weiße Gestalt
In lautem Triumph von Thor zu Thor — ehemaliger
Befreiung stets noch eingedenk.

Wen düst're Gegenwart beklemmt, der flüchte sich
Zurück zu schöner Vergangenheit,
Aufrecht erhalte früheren Glücks Erinnerung
Die heitre Seele selbst im Schmerz,
So fliehe des holden Trostes Quell auch, Freundin,
Dir,

Der abermals vom Lebensbaum
Abfiel ein Blatt der Freude: fand ich selbst doch Ruh'
Und liebe das Lied zu sanftem Klang
Zu stimmen, seit ich abermals an diesem Strand
Voll früherer Größe landete.

Es steure bewegt nicht durch's bewegte Leben, mein,
Ruhvoll hinfort das sichere Schiff
Der edlen Kunst, einlaufend mit der Seele stets
In den Port verfühnenden Hochgeföhls,
Der hold und friedlich jedem Kommenden strahle, wie
Palermo's Hafen mir und Dir!



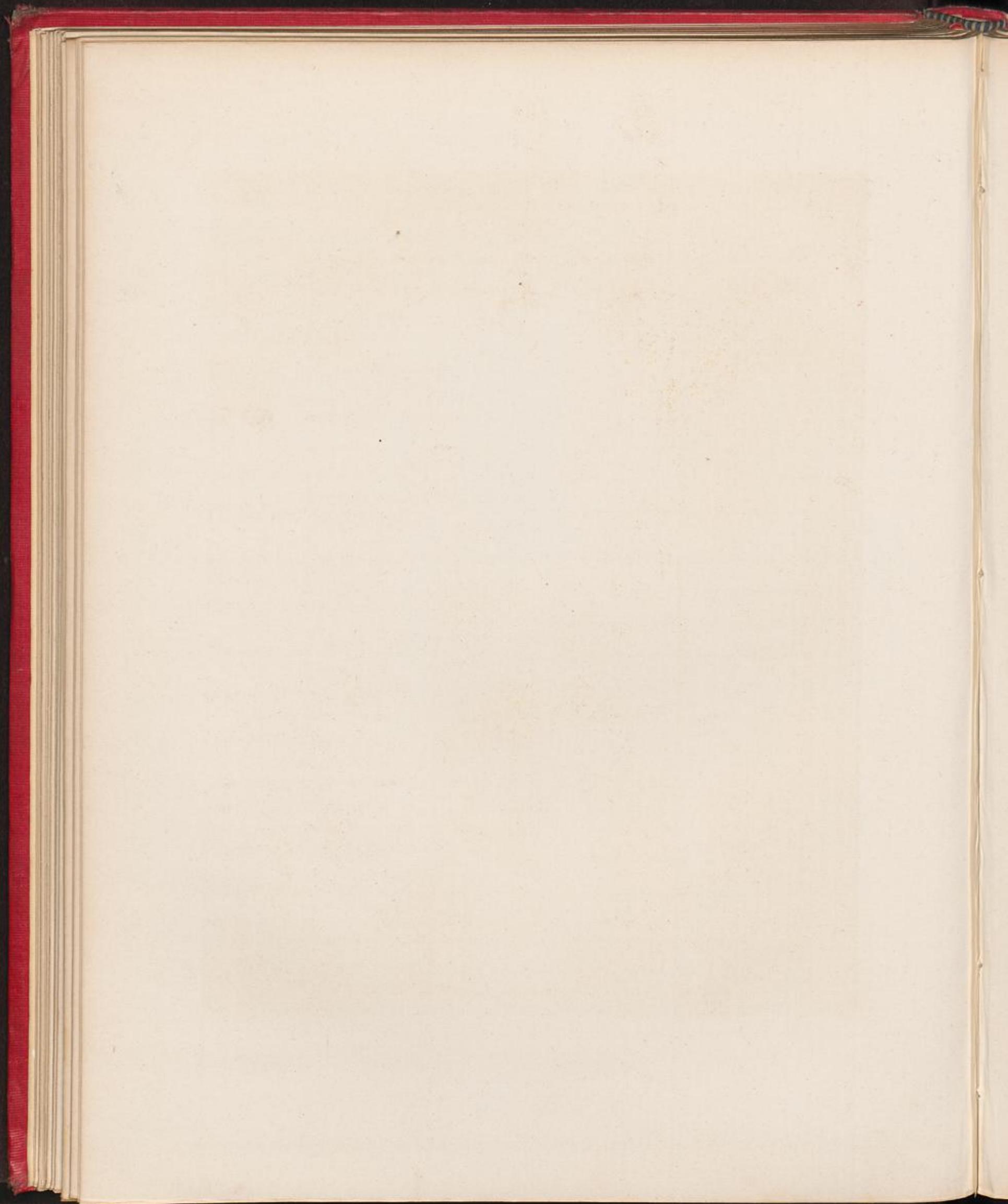
Ruhe.

Von W. u. Werrkei.

Ich san schlenderten wir! Unmerklich
zog sich die Stadt uns
Hinter die Eichen zurück, als wolle
allein sie uns lassen.
Hier an dem buschigen Rande des
Abhangs werf ich mich nieder,
Durch diese herbstliche Sonne auch
wächst willkommen die Kühlung,
Nicht dich neben mich, Freund, und
läßt uns der Stille genießen!
So auf den Rücken gestreckt, die Ar-
me zu Häupten verchlungen,
Lief in die ewige Bläue des Alls
die Blicke versenkend,
Träum ich ein Schlämmer zu sein,
auf wankende Klutten gebettet,
Wie ihn der strömende Zug in wie-
gendem Wanken dahinträgt.

Glück.

Meyerhoff



Glücklich, wenn die Götter die feiernde Stunde gesendet,
 Welche den tobenden Geist einlullt in wachenden
 Schlummer
 Und auf den heißen Vulkan ausgießt das sanfte
 Vergessen!

Siehe! Ein kleinerer Wald, als der uns von
 oben beschattet,
 Steigen die Gräser empor über uns, und es nicken
 der Blüten
 Bunte Gesichter herab, von sächelnden Lüften ge-
 schaukelt;
 Lautlos segelt der Falter auf glanzbesiedelter Schwinge
 Droben im sonnigen Raum, und unten im Dunkel
 der Kräuter
 Schwirrt die Harfe der Triften, die nimmer müde
 Sikade.

Hörst Du die rieselnde Quelle? Dort unter dem
 Moose des Felsblocks
 Tropfen kristallene Thränen herab und feuchten den
 Boden,
 Der mit neidischem Durste die kaum geborenen ein-
 saugt.
 Doch versiegen sie nicht; denn immer erneut sie die
 Nymphe,
 Bis der ermüdete Feind sie enttinnen läßt in die
 Freiheit.
 Hier schon eilt sie vorbei, ein Wässerchen; über die
 Kiesel
 Klingt ihr melodischer Fall; bald plaudert die kin-
 dische Welle
 Mit sich selber und bald mit der niederhängenden
 Staube,
 Welche, den Weg ihr zu wehren, sich beugt und
 wieder zurückweicht.
 Wo das Erlengesträuch die wallenden Wiesen um-
 säumet,
 Bricht sie, gewundenen Laufs, sich Bahn durch tiefere
 Ufer;
 Dort schon hemmet sie spottenden Muths des Wan-
 derers Schritte,
 Ueber das breitere Bett dann führen die Stege hinüber.

Sorglos rauscht sie hinaus in die weiten Gebiete des
 Menschen,
 Der sie mit listiger Kunst empfängt zu ewiger Knecht-
 schaft;
 Schäumend siehst Du sie drüben auf's Rad der
 Mühle sich stürzen,
 Dienstbar bleibet sie nun, bis ihr Loos im Ozean endet.
 Denn, entronnen einmal dem Schooß der zugehenden
 Höhe,
 Muß sie hinab unaufhaltfam entgegenströmen der Tiefe,
 Wie ihr Gebieter, der Mensch, von immer schlagen-
 den Stunden
 Raslos weiter gedrängt, auf sinkenden Pfaden an's
 Grab eilt.

Doch was red' ich von Tod und von Knecht-
 schaft, wo die Natur lacht!
 Hier auf blumigem Pfühl vor weit ausleuchtender
 Landschaft
 Nemet ein leichtes Geschwäg, das gleich der beweg-
 lichen Welle
 Frohe Gedanken erregt und spielenden Wechsels ent-
 gleitet.

Krähen hör' ich den Hahn! — Mir weckt die
 heifere Stimme
 Immer die Bilder der Jugend und glücklicher Zei-
 ten Gedächtniß;
 Knabe dünk' ich mir noch. Ich sehe die heimi-
 schen Berge,
 Fichtenbedeckt, durch das Fenster, darum sich Zelän-
 getjeslieber
 Rankte, — den Garten, darin die schmalen Rabatten
 der Durbaum
 Sauber umfaßte. Wie war es so hold, wenn die
 wärmere Sonne
 Endlich geschmolzen den Schnee, und aus dem ge-
 lockerten Boden
 Lenzverkündend hervor die goldbraun grünenden
 Spitzen
 Brachen, darin Hyazinthen und Primeln und schlanke
 Narzissen
 Schlummerten. — Dann auf der Höhe, bedächtig
 die Pflugschaar ziehend,

Schritten die Ochfengespanne entlang die röthlichen
Furchen,
Langsam schwankte herein der Wagen voll wallen-
den Heues,
Zweige schmückten die Last, des Sommers grüne
Standarten;
Thürhoch fiel sie umher, und jauchzend gruben die
Kinder
— Zuschau'n durfte ich nur, denn ich war ein schwäch-
licher Knabe —
Tief sich hinein mit wonnigem Graun in das duf-
tende Dunkel.
Aber im Garten erspähte geheim das lüsterne Auge,
Was zu pflücken der Hand verboten war: nieder-
gebogen
Hingen am stachelichten Strauch die zierlichen Büschel
der Beeren,
Gelblich und purpurn, süße Verführer zu eiligem
Diebstahl;
Sicherer schwoilen derweil, getauft mit seltsamen
Namen,
Hoch im Wipfelgezweige, die saftigen Glocken der
Bienen,
Bis mitleidig der Wind eine frühgezeitigte kniet,
Und — willkommene Beute! — die Frucht durch's
knisternde Laub schlug.

Golden rauschte das Korn, es zogen die Schnit-
ter zu Felde,
Und in der Sensen Getön' Klang fern das Locken
der Wachtel,
Wenn am Abend der Vater mit mir die Raine ent-
lang ging,
Prüfend der Erndte Ertrag und die Zeichen des
morgenden Wetters.
Dann auf der Wange des Apfels erschien die herbst-
liche Röthe,
Welche das Sammeln gebot, ehe denn die Reife zu
weit stieg;
Stangen reichten hinauf, und geschüttelt warfen die
Wipfel
Rings auf Beete und Gänge den hart aufklopfen-
den Hagel;
Aber zur feineren Art klonn, sackumgürtet, der Gärtner

— Mit ein beneideter Mann des Glücks! — auf
schwankender Leiter
Mitten in's Paradies, die verborgenen Wunder zu
pflücken.
Zwischen den Körben, darin die witzigen Ladungen
rollten,
Harrte die Mutter geschürzt, und wählte mit kun-
digem Finger
Mit die bewährteste Frucht, mein süßes Gedulden
zu lohnen.
Und, wenn Alles gethan, auf schaute mit freund-
lichem Nicken
Sie zu jeglichem Baume und tief ihm dankenden
Gruß zu,
Sonst wohl möchte er schmollen und ferneren Segen
verweigern;
Lächelnd hödt' es der Vater und lüstete leise das
Käppchen.

Düsterer gingen die Tage nunmehr und kürzer
zu Rüste;
Hof und Garten und Feld — wie lagen sie einsam
und schmucklos,
Nicht mehr der Freude Gebiet, nur noch die Stätte
der Arbeit,
Welche dem sterbenden Jahre die Kissen des Sarges
zurecht legt!
Dennoch, wie pochte das kindische Herz von freudi-
gem Schrecken,
Wenn vor dem pfeisenden Winde das Erstlings-
Glockengewimmel
Plötzlich, im wirbelnden Tanze sich tummelnd, am
Fenster vorbeistob!

Gastlich prasselte jetzt des Kamins hochzügelnde
Flamme,
Riegel verwahrten das Thor und Läden deckten die
Scheiben;
Stiller Beschäftigung hold, den Kreis der Fleißigen
sammelnd,
Warf vom eichenen Tische die spitzausbrennende
Kerze
Rings ihr ruhiges Licht in des Zimmers trauliche
Schatten.

Zeitungen las mit Bedacht beim Dufte der Pfeife
der Vater,
Aber die Mutter beiseit, mit der Magd das Gemüse
für morgen
Fein zu puzen beflissen, bestand ein doppelt Geduld-
werk:
Mährchen las ich ihr vor, eintönigen Klanges und
mühsam,
Wohllaut häufl' es ihr doch, von ihr ja hatt' ich's
erlernt,
Und sie erklärte dazwischen der Bilder tiefe Bedeutung.
Glücklicher eichener Tisch! Du Reich voll Frieden
und Freiheit,
Welt der Träume und Wunder! In Trümmer bist
Du gegangen,
Wie Deine selige Zeit! — Zu früh stets wallte
das Tischtuch
Ueber die Herrlichkeit hin und all' das bunte Ver-
gnügen,
Das bis morgen verschwand, doch bald verschmerzt
und vergessen
Ueber dem tröstenden Dufte der hoch aufdampfen-
den Schüssel!

Jede war's draußen und still. Aus der Himmel
unendlichen Weiten
Schüttete leise die Nacht des Schnee's weichschwel-
lende Wogen,
Hohler schlug es vom Thurme, gedämpfter pfliffen
die Wächter,
Und mit behaglichem Graun aufhorchte das Ohr
in die Ferne,
Wo mit verlor'nem Gebell' ihre Zwiesprach führten
die Hunde.
Dann zur traulichen Kammer, von dämmernder
Lampe gelichtet,
Trug die Mutter den Knaben; sie drückte ihn sanft
in die Kissen,
Theilte sein kurzes Gebet, erwartete still seinen
Schlummer,
Und, wenn über das Haupt der schweigende Engel
sich neigte,
Blickte sie segnend darein und schlich sich leise von
hinne.

Also rollten die Zeiten vorüber, gezählt und ge-
messen
Nicht nach der Pflichten Gesetz und der Mühsal
nüchternem Kreislauf.
Denn aus Jeglichem zieht das Kind mit reicher Er-
findung
Sich ein glückliches Loos, und trifft den verbor-
genen Zauber,
Der das Alltägliche neu, und feisch das Gewesene
verwandelt;
Selbst das ernste Geschick und die trauerbrin-
gende Stunde —
Ihm begegnen sie nur, gleichwie aus schwarzem
Mährchen
Wundergestalten, seltsam und fremd; vorüber am
Kinde
Schreiten sie stumm und bestellen an's Alter die
finstere Botschaft!
Spät erst wird die Erinnerung wach. Eine hö-
here Sonne
Löst vom Geschehenen dann die Nebel, und klar
in der Ferne
Taucht das Vergangene auf, wie wenn beim strah-
lenden Morgen
Du vom Nachts überstieg'nen Gebirg' in die Tiefe
zurückblickst;
Aber Du schauest nur noch eine längst verlassene
Heimath,
Ewiges Schweigen umfließt die fremdgeword'nen
Gefilde,
Wo die Gewesenen ruhn. Vergebens suchst Du
das Leben,
Um eine Gräberstadt steh'n regungslose Cypressen.
Seufzend wendest Du Dich. Es führen die säuben-
den Straßen
Weit in die Lande hinaus; doch keine führet zum
Frieden!

Schön wohl trat sich's hervor aus der Jugend
offener Pforte,
Kühn und gerüsteten Sinns, das Herz voll großer
Entwürfe;
Stolz ausspannte der Geist die ungeduldigen Schwin-
gen.

Als er die ragenden Gipfel der Freiheit vor sich erblickte
Und des erschlossenen Weltflugs kranzumflatterte
Bahnen.

Nichts gewährte das Glück, als den Muth der
frühen Entfagung,

Welche vom weichenden Ziel heimlenkt zu stillen Aushlen,
Oh' an verzehrender Gluth der ikarische Fittig zum
Sturz schmilzt.

Niel doch gaben die Götter, daß unter dem
Buchengewölbe

Hier sie uns Muße gegönnt, verzeihlichem Wahne
zu lächeln

Und in olympischer Ruhe den Wunsch und die
Furcht zu vergessen.

Heimzukehren nun dächt's an der Zeit mir!
Ueber dem Plaudern

Neigte der Tag sich gemach; die glühende Scheibe
der Sonne

Gleitet am Himmel herab, und dunkel färbt sich
der Wald schon! —

Einer Scheidenden.

Von Franz Augler.

Das Wasser ist tief, das Wasser ist breit,
Das die Länder trennt;
Der schnellste Segler braucht Zeit, braucht Zeit,
Bis er's segelt zu End.

Und schwingt sich drüber der Falk' in die Luft, —
Er schaut nicht her;
Und wenn von hüben die Glocke ruft, —
Du hörst sie nicht mehr.

Doch ein Andres ist, das mit Augen so hell
Dir nach sich schwingt,

Und ein Andres, das trotz Sturm und Well
In's Herz dir klingt.

Die Liebe folgt dir, wie weit, wie weit
Du zogst von hier: —
Und denkst du liebend der alten Zeit,
So ist sie bei dir!

Sommergefühl.

Von Herman Grimm.

Es fliehen die Wellen, sie zittern, sie eilen,
Denn Phöbus verfolgt sie mit glühenden Pfeilen,
Sie schwir'n und die Spitze am Felsen zerbricht,
Das kühle Gewässer durchdringen sie nicht.

Und drunten die Nymphen, so grün auf dem Grunde,
Sie athmen die Wellen mit lachendem Munde,
Sie blicken, sie winken dem flammenden Gotte
Und weisen die glänzenden Nacken im Spotte.

Und über die Schulter wirft Phöbus den Bogen,
Die Geißel zur Hand jezt, frisch Pferde, geflogen!

Wie schoß das Gespann in die loseren Zügel,
Wie flogen die Meere, die Wälder, die Hügel.

Und als sie aufkämpften am Ziele, die Pferde,
Da wirft er den Bogen, die Geißel zur Erde,
Und, die ihm von ferne so lieblich geschienen,
Er taucht in die Blüthen, die frisch, die grünen.

Und um ihn zu kühlen in holdem Erbarmen
Umfängt es ihn drunten mit thauigen Armen:
So sucht, so vereint sich was Tages so ferne,
Sich Himmel und Erde bei'm Lichte der Sterne.



In Schicksal.

Don G. u. Blumberg

Ich weiß, doch nicht woher!

Es war vielleicht ein Traum.

Ihr wisst, es trägt der Gott in seines Mantels Saum

Oft wunderlichen Tand verborgen!

Ein ganzes Leben rennt in wirrer Bilderpracht

An Euch vorbei, hinein in dunklen Todesnacht,

Ihr fahrt erschreckt empor und — es ist Morgen!

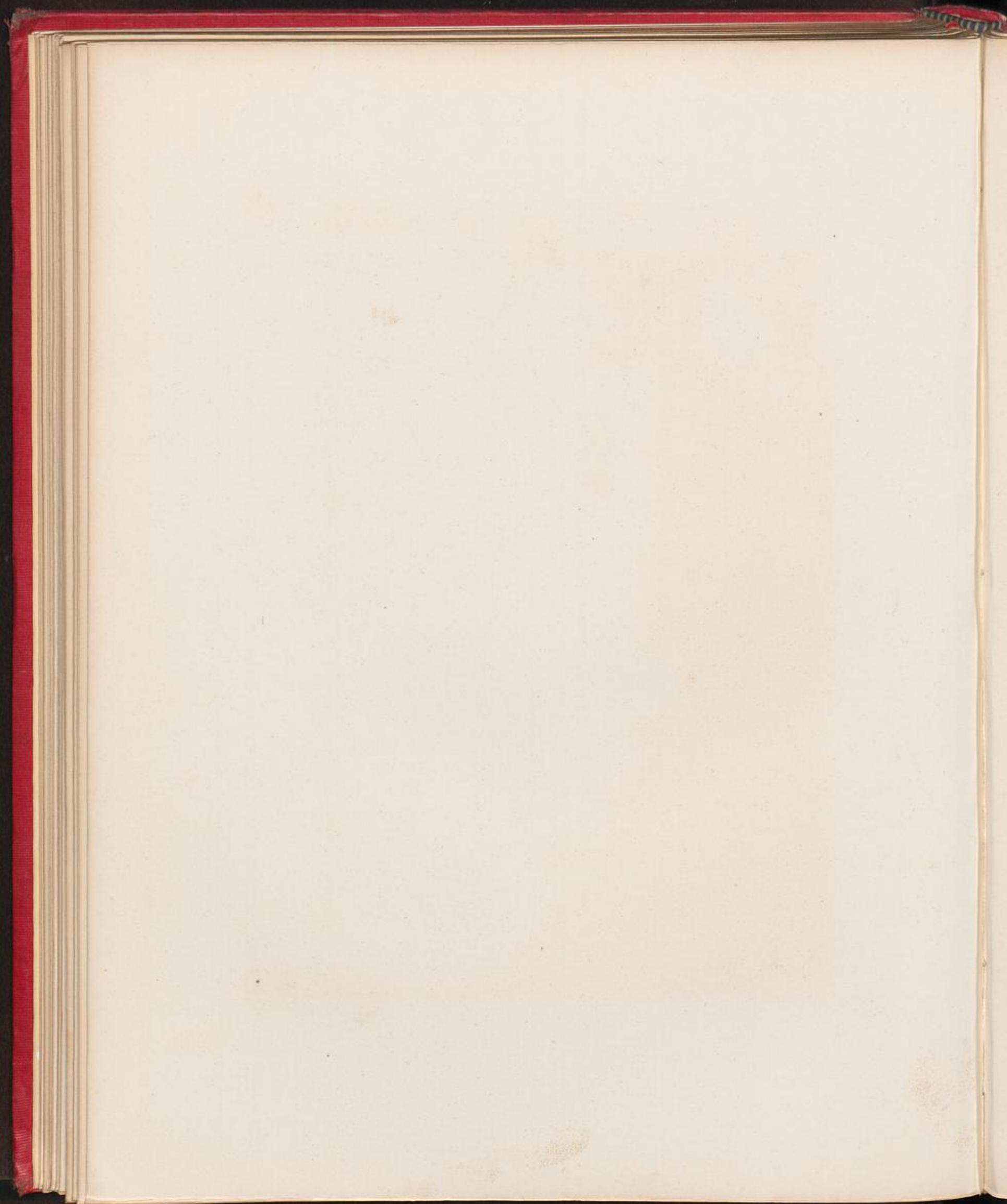
Sprecht. Oder ist vielleicht einst Aehnliches geschehn?

In Memoiren steht's geschrieben?

Fürwahr, dann glaub ich, mir, was ich gesehn,

Aus einem frühern Sein geblieben!

Gesehn?



Gesehen? Ja! Es war! Ich war es, der's gesehn!
Ich hör' an jenem Tag' in steinernen Allee'n
Halbnackter Götter meine Tritte.

Voll Glanz und Kerzen war das graue König-
schloß:

Carossen donnerten, und wie ein Blutstrom floß
Ein Purpurtuch hinab der Stiegen Mitte.
Statuen gleich, — hinauf, hinunter im Spalter —
Speergrab' und härtig stehn die Gardien,
Ich schritt hinein — sie kreuzten nicht vor mir
Die rothbefranzten Hellebarden.

Die Säle ging ich durch, — gekuppelt wie zum
Tanz

Trägt eine Säulenschaar der hohen Decke Glanz
Voll goldumzirkelter Weisfallen —
Gewalt'ge Bilder rings — hier Len'n- und Tiger-
jagd;

— Der irdischen wie der Olympusgötter Pracht —
Triumphe dort und prahlende Bataillen!
Des Feldherrn Schimmel bäumt — im salben Pulver-
dampf

Standarten weh'n — ich weiß die Farben! —
Und unter Ross und Räder wirft der Kampf
Die frischgemähnten Todesgarben.

Die Säle ging ich durch, — Gewimmel fällt sie dicht
Von Damen und von Herrn — ich kenne manch
Gesicht,

Vervielfacht von den langen Spiegeln!
Aus Atlas, Mohr und Sammt ein tausendfarb'ger
Strauß,

Hier prächtig funkelt, gleich dem Fächerschwef des
Pfau's,

Dort schillernd, gleich der Taube Hals und Flügel!
Brillanten sprühen hier, und der Karfunkel brennt,
Und Arm und Nacken glänzt aus Spitzen:
Dort starrt's von Treppen, — wie ein Firmament
Die reichen Orbnissterne blitzen.

Nun ordnet sich ein Zug — Marschälle gehn voran,
Die Schleppen wogen hin — der bunte Strom
schwillt an
Und mündet breit in die Capelle.

Bischof im Amt — Altar und Thron und Bal-
dachin;

Von Heil'gen ein Olymp und Engeln drüber hin,
Und Weihrauchqualm, Gesang und Kerzenhelle!
Der Strom zog mich hinein — geöffnet war der
Kreis:

Herr kracht Geschütz und dröhnt Geläute!
— Und siehe, perlenrein und lilienweiß,
Die lieblichste der Fürstenbräute!

Schön war sie, einem Geist aus Gottes Himmel
gleich,

Trotz schwerem Erden schmuck — doch warum sieht
sie bleich?

Ist's nur der Bräute süßes Jagen?
So jung! So fürstlich! Reich an jeder Herrlich-
keit!

Zu ihren Füßen, was die weite Erde beut —
Wer wagt noch, ob sie glücklich sei, zu fragen?
Geliebt und liebend — o ich sah den Einen Blick
Auf diesen Mann! Nur Liebe kann ihn geben!
Dort der Altar — der Priester — Gott, welch
Glück

So nahe —! Warum muß sie beben?

Und Jenen blickt' ich an, der ihr zur Seite trat:
Schön, wie ein Sonnengott, im flimmernden Brokat,
Die Brust vom Aurband umschlungen;
Jauchzt seine Seele denn und strahlt sein Auge
nicht?

Steht nicht ein Siegespreis an seiner Seite dicht,
Wie Lieb' und Ehrgeiz niemals noch errungen?
„Wie glücklich ist Er!“ spricht der Männeraugen
Reid;

„Wie schön!“ spricht jeder Blick der Frauen.
Sie liebt ihn — dort der Priester, — welch ein
Leid

Drückt denn so schattig seine Brauen?

„Der Herzog ist beglückt,“ sprach leif, ich weiß nicht
Wer,

„Doch mehr noch hochgehrt — Sein König sandt'
ihn her,

„Ihn bei der Trauung zu vertreten.

„Für Seine Majestät so eben spricht er: Ja!
„Und schwöret Lieb' und Treu!“ — Gott, schwanken
sah ich da

Die bleiche Braut, und zittern und erröthen!
Sie fiel, wenn nicht der Mann dort neben ihr sie
hielt,

Als vom Altar zurück sie traten.
Jetzt war sie wieder bleich — Was sie gefühlt,
Wer wagt am Hof es zu errathen?

— Noch immer seh' ich sie! — O nein, es war
kein Traum!

Des Traumes Bilder sind wie Wolf' und Wellen-
schaum;

Sie können so ins Hirn nicht brennen!
Ich weiß, der Anfang war's von langem schwerem Leid,
Vielleicht von Sünden auch — die Kette schlingt
sich weit;

Ich kann Euch nicht das Ende davon nennen!
Schlagt in den Büchern nach! — vielleicht kann nur
ein Gott

Den Saum des dunklen Vorhangs heben!
— Für Jhn vielleicht ein — nächtliches Schaffott,
Für Sie der här't're Spruch, — zu leben!

Sonette.

Von Bernhard von Lepel.

I. Gefesselt.

Dies Leben nagt an Dir mit hartem Zahne,
Wo kalte Klugheit Deine schönsten Freuden
Ausreißt gleich nutzlos wachsenden Gestäuden
Und fremde Pflicht Dich treibt zu fremder Zahne.

Frei warst Du, als auf freiem Oceane
Du Glück auf Glück in üppigem Vergenden
Hinwarfst, um kühn nach holden Lustgebäuden
Zu steuern, nach der Zauberin Morgane!

Verhöhneter Falke mit gelähmten Schwingen,
Im Käfig athmest Du mit schweren Jügen
Und trauernd mußt Du diese Zeit verbringen.

Doch — ob dem Bann die Kräfte still sich fügen,
Welch ew'ger Muth muß feurig Dich durchdringen,
Wenn doch Du träumst von Deinen künft'gen
Flügen!

II. Sieg.

Den heißen Kampf, ich hab' ihn überstanden.
Noch fühl' ich blutend seine ganze Schwere,
Denn gegen mich erhob ich meine Wehre,
Zerschlug die Träume, die mich süß umwanden.

Mir ist, nun ihre Bilder seufzend schwanden,
Als ob ich wie ein Sieger heimwärts kehre,
Den in die Schlacht die Stimme tief der Ehre,
Und der die Frevler trieb aus seinen Landen.

Nun sieht das Volk mit Schwert und Schild und
Lanze
Vor seiner Schaar ihn durch die Straßen reiten
Und die Besiegten hinter seinem Glanze.

Ihm aber brennt der Schmerz die wunden Seiten,
Weich ist das Antlitz unter seinem Kranze,
Und solchen Kampf beständ' er keinen zweiten!

Die Freske zu San Gregorio.

Von G. v. Blomberg.

Ich bin ein Künstler, darum les' ich gerne
 Von jenen Meistern der vergang'nen Zeit,
 Die nun für jede sind der Künstler Sterne,
 Von ihren Ehren, wie von ihrem Leid,
 Wie solche siegen oder unterlagen;
 Das macht den Busen seltsam eng und weit,
 Das Ringen kühner, leichter das Entsagen!
 Auch les' ich gern von mancher tücht'gen Kraft,
 Die Jenen nachgeeffert ohne Zagen,
 Und einen Kranz nach ihnen noch errast:
 So jener Pouffin, von den Kranken immer
 Der Erste noch an echter Meisterschaft,
 Fern von des heut'gen Wesens eitlem Glimmer!
 Ich las von ihm mit Sehnsucht und mit Lust,
 Wie ihn gelockt Italiens goldner Schimmer.
 Ich sah vom Wandertrieb der Künstlerbrust
 Ihn, Schwalben gleich, nach Süden fortgezogen,
 — Dem Trieb, noch heut den Malern wohl bewußt! —
 Wie war Dir, Pouffin, als aus grünen Bogen
 Gleich Amphitriten im Corallenschmuck
 Venezia den üpp'gen Arm gebogen,
 Als gält' es, Dich mit seinem sanften Druck
 Zu ihrem Sklaven ewig zu bestücken.
 Wer spräch', umfaßt von solchem Arm: Genug!?
 Wie war Dir, als mit königlichen Blicken
 Sich Roma, auf dem Siebenhügelthron
 Entschleierte zu Staunen und Entzücken,
 Sanct Peters Kuppel ihres Hauptes Kron',
 Die gelbe Tibereschlang' ihr Gürtelknoten,
 Urbino's Urn' im Schooß, das Pantheon!
 O Stadt des Ruhms, der Schönheit und der Loden!
 Siegestrahlend noch im Einsurz Deiner Macht,
 Die zweimal bis an Tellus Rand geboten! —
 — Doch wohin kam ich? Nicht von Roma's Pracht,
 Von Niclas Pouffin wollt' ich Euch erzählen,
 Der seine Zeit in Welschland wohl bedacht.
 Von früh bis spät lies' er's an Müß' nicht fehlen,
 Sah, und copierte durstig, was er sah,
 Bestrebt, vom Schönen Schönstes auszuwählen.
 Nun wiesen ihm vor vielen Bildern da
 Die Kunstgenossen Eins mit großem Ruhme,

Das Guido Reni, kurz eh' dies geschah,
 Gemalt in San Gregorio's Heiligthume,
 Und zahlreich sah er dort sich Schüler müß'n
 Mit Farb' und Pinsel, wie mit Stift und Stume.
 Doch mehr zu einem Andern zog es ihn,
 Das gegenüber auf die Wand getragen:
 Den Maler nannten sie Dominichin,
 Und wußten weiter nichts von ihm zu sagen.
 Der Eine schrie: „Der ist schon lange todt!“
 Das schienen Alle wenig zu beklagen.
 Der Pouffin schwieg. Wie göttliches Gebot
 Sprach's ihm von dieser Wand. Und unverdrossen
 Kam er von nun an, wenn beim Morgenroth
 Der Sacristan das Heiligthum erschlossen,
 Sah vor dem Bild und schuf es kränzig nach; —
 Was kümmert' ihn das Spötteln der Genossen!
 Oft blieb er, bis des Tages Auge brach,
 Und in dem bleichen Zwiellicht die Gestalten
 — Es war des Sanct Andreas Geißelschmach —
 Ein eignes Leben schienen zu erhalten.
 Dann wunderbar fühl' er das eigne Sein
 Sich an dem fremden Meisterwerk entfalten.
 So war er eines Abends auch allein.
 Die Dämm'ung schwoll bis an der Pfeiler Mitte,
 Doch auf dem Bilde war noch goldner Schein.
 Da hört er hinter sich mühsame Tritte,
 Und wandte sich. Es war ein alter Mann
 In einem armen Kleid nach altem Schmitte.
 Der sah ihn wundersam und freundlich an
 Aus tiefen Augen, in so eigner Weise,
 Wie er sich keines Lebenden besann.
 „Verzeiht, mein werther Jüngling,“ sprach er leise,
 Wie wer auf's eigne Urtheil wenig hält,
 „Verzeiht so dreistes Fragen einem Greise:
 „Was ist's, das Euch zu diesem Bild gefellt,
 Obwohl sich vielstudirt und hochgepriesen
 Der schönste Guido gegenüberstellt?
 Roms ganze Künstlerschaft hält sich an diesen;
 Ihr aber habt gewiß in Eurer Wahl
 Nicht ohne Grund Euch andern Sinns erwiesen!“
 Der Jüngling sprach: „Mein Herr, schon manches Mal

Hört' ich von Dem und Jenem Gleiches fragen
Und manchen Spott daneben, leicht und schal!

Ich schwieg dazu. Euch aber will ich sagen: —
(Denn hieher scheint Ihr, werdet darum nicht
Der Ueberhebung, hoff' ich, mich verklagen!)

Der Guido, dem man so viel Kränze slicht,
Ist gegen Ihn, der hier den Pinsel führte,
Nach meinem schwachen Urtheil, nur ein Wicht!

Der Alte zuckt', als wenn ihn Schmerz berührte,
Dann kam ein mildes Lächeln aus dem Weh',
Das wunderbar sein welches Antlitz zierte.

Er sprach: „Nicht hödt' ich solche Meinung je,
Doch sagt, mein Jüngling, wie Ihr sie begründet:
Ich bin nicht Kenner, wie ich gern gesteh'!“

Aufblitzte da der Jüngling lebentzündet:
„Blickt hin!“ rief er begeistert, „blickt empor,
Ob auch der Glanz der Farben schon verschwundet!

Den kann's entbehren! Mächt'ger denn zuvor
Wird Euch der Linien großer Zug erscheinen,
In sich harmonisch, ein gewalt'ger Chor!

Seht dort den Scherzen dräu'n, die Frauen weinen!
Seht im Apostel auf der Martyrbank
Sich Körper Schmerz mit Seelenruh' vereinen!

Seht jenen Geißelschwinger, muskelschlant!
Den Alten, der des Heil'gen Füße bindet!
Seht um die Säulen dort des Volkes Drang!

Dann spricht: sind Roma's Künstler nicht er-
blindet,

Die solchem Wunderwerk vorübergeh'n?
Nicht taub dem Geiste, der sich hier verkündet?“

Hier ward er stumm. Was war dem Greis gescheh'n,
Der Anfangs traurig mit dem Kopf geschüttelt,
Wie wer sich sträubt, die Wahrheit einzuseh'n?

Jetzt zittert' er, von inn'rem Sturm gerüttelt,
Und auf den falt'gen blaffen Zügen stand
Abwechselnd Freud' und Kummer, unvermittelt.

Drauf mühsam sprach er, wehrend mit der Hand:
„Mein Jüngling, trefflich hast Du ausgebreitet,
Was bei dem Werk Dein wack'res Herz empfand.

Doch Aller Zeitgenossen Meinung streitet
Dawider, die dem Maler stets gegrollt;
Gelang's ihm hier, hat Zufall ihn geleitet!“

Der Jüngling rief: „O nein! Was er gewollt,
Hat er gewußt, und herrlich ist's gelungen,

Und jede Linie spricht, was sie gefollt!

Ich weiß nicht, ob er mühsam es errungen,
Das aber weiß ich, daß seit Rafael
Die heil'ge Fackel Keiner so geschwungen!

Der Kunst geweihte Fackel, strahlenhell,
Die also der Gemeinheit Augen blendet,
Daß die drauf schimpft mit zornigem Gebell!

Nicht wird für Alle der Prophet gesendet,
Doch Ein'ge sind — und Ein'ge sind genug! —
Die nach dem rechten Ziel sein Leuchten wendet!

Er frage nicht nach seines Kreuzes Druck,
Nicht was die Reider und die Blinden sagen!
Die Nachwelt bringt ihm den verdienten Schmuck.

Ob es auch nachte, wieder muß es tagen!
Am Rafael entglomm Dominichin:
Gott helfe mir den Funken weiter tragen!“

Da schien der Greis, ein Phönix, aufzuglüh'n:
Die Augen leuchten und die Lippen beben:
„Nun, Herr, laß Deinen Knecht in Frieden zieh'n!“

Die welken Hände segnend sich erheben;
Zu sterben scheint der Leib, und wunderbar
Der Geist emporzublüh'n zu neuem Leben!

Und Bangen, Ahnung, Staunen überkam
Den fränk'schen Jüngling: nieder wollt' er knien,
Als ihn der Greis in seine Arme nahm.

„Ja!“ sprach er, „Sohn! Laß Du sie weiter sprühen,
Die heil'ge Fackel, die ich ehrl'ich trug
Durch eines langen Lebens Noth und Mühen!

Gott zeuge mir's: sie ward mir schwer genug,
Doch ließen nie das Trägeramt mich reuen
Nibera's Doldh, der Andern Gift und Lug!

Auch Dich, mein Sohn, wird sie nicht immer freuen,
Die holde Kunst; auch Dir wird mancher Wicht
Den Ernst des wahren Strebens nicht verzeihen!

Dann halte fest! Dann weich' und wanke nicht,
Und sage Dir, wie Du es mir verkündet,
Daß einst die Nachwelt Deine Palme slicht!

— Laß jetzt mich scheiden! Meine Stärke schwindet —
Ich fühl' es: mit dem langesehnten Tod
Hat diese letzte Freude sich verbündet!

Drob segn' ich zwiefach Dich, der mir sie bot!
Und will Dir je Dein Künstl'ermuth erschaffen,
So denk' an mich und meines Lebens Noth!

Ich bin Dominichin, der dies geschaffen!“



Des alten Seglers Heimkehr.

Von C. A. Scherenberg

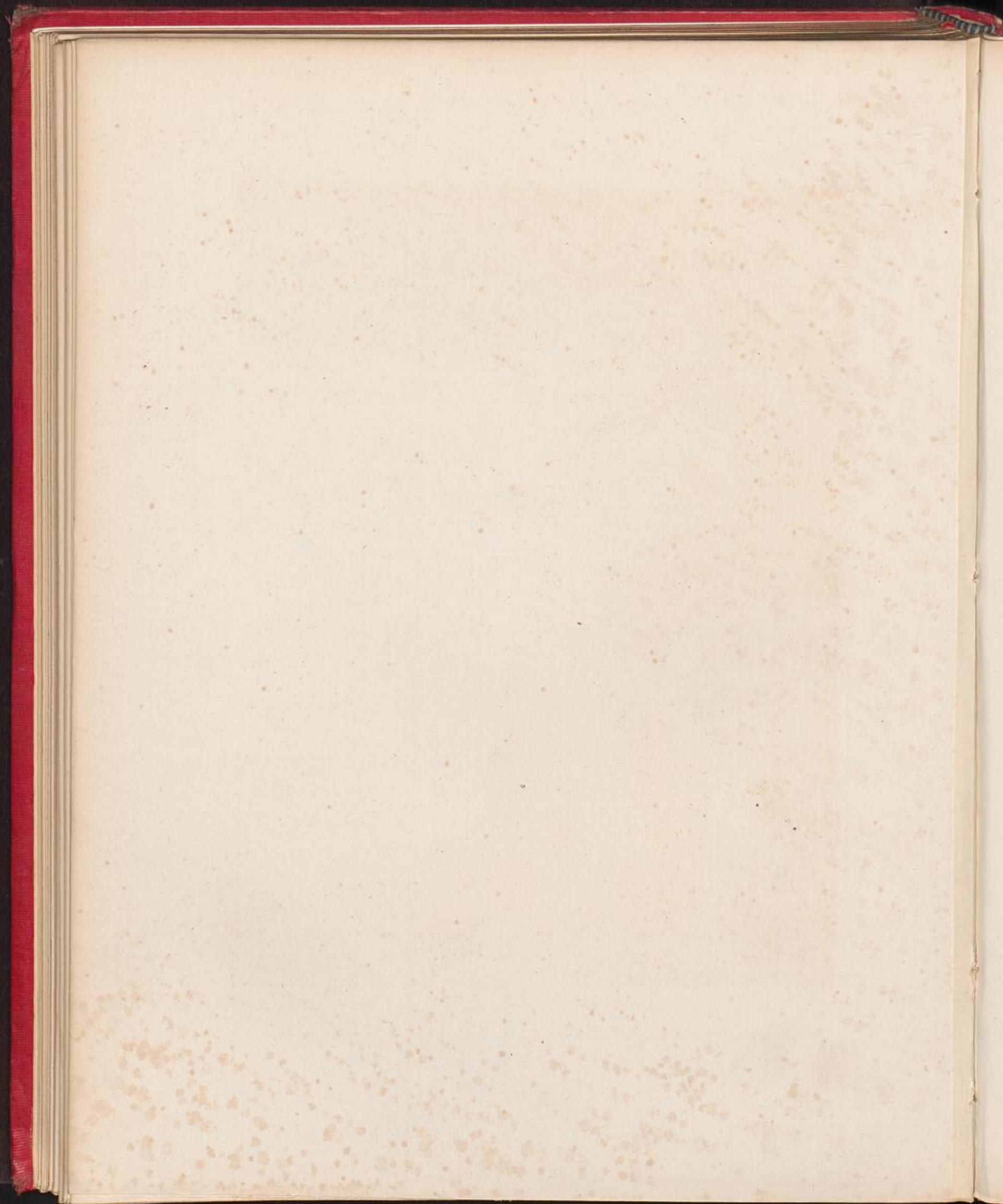
Was er geliebt, in Sturm und See,
Verflugen war's, verschwommen,
Nun dachte er nach seinem Aße
Einmal wieder heim zu kommen.

Nun hing er, fremder Sonnen satt
In seinen höchsten Tauen,
Die Thürme seiner Vaterstadt
Je eher je lieber zu schauen.

Schmenkt seinen Hut, als sie in Sicht,
Ließ seine Locken wehen,
So war's beim Scheiden, anders nicht
Soll's sein beim Wiedersehen.

Nur

C. Wierumski



Nur daß derzeit ein braunes Haar
Die helle Stirn umkränzte,
Jetzt das Gesicht gedunkelt war,
Die Locke silbern glänzte.

Und als er heim war in dem Port,
Vor alter Landungsbrücke,
Sprang er, wie einst hoch an den Bord,
Huffah! an's Land zurücke.

Nur hat derzeit, als er Abschied nahm,
Wohl manches Auge geschwommen,
Und jegund, als er wieder kam,
Hieß keines ihn willkommen.

Er stand allein in dem Gewühl,
Nach Tracht viel Hände fassen,
Ihn schoben sie bei Seite kühl
In fremd gewordne Gassen.

Ach Alles anders er jetzt schaut,
Als die Gedanken wissen!
Die alten Plätze sind verbaut,
Die Mauern weggerissen.

Er muß sich fragen durch Waterstadt
Zum Haus, wo er geboren!
Und als er es gefunden hat,
Da hat er's erst verloren.

Das schaut aus Fensteraugen groß
Am frost'ig neuen Kleide

Ihn an so fremd, erinnerungslos,
Als kannten nie sich beide.

Er, der sonst mit der Thür ins Haus
Den lauten Weg gegangen,
Klopft leise an, spricht draußen aus
Bekommen sein Verlangen.

Man glockt ihn an, versteht ihn nicht:
Wo der und die geblieben? —
Wer weiß noch was von der Geschichte!
Und seinen alten Lieben!

Der Segler dacht: O liebe Zeit!
Ich flog im Sturmesgange
Nur durch einmal, durch Läng' und Breit!
War das zusammen so lange?

Er drückt in seine Stirn den Hut,
Schlägt weg sich von der Schwelle,
Stürmt fort, das Aug' voll salz'ger Fluth,
Als wär' er noch auf Welle.

Stürmt, bis am Friedhof er, dem Strand
Der grünen Dünen, landet;
Land! ruft er auf dem stillen Strand,
Als wär' er erst gelandet.

Und fand nun auch im letzten Port,
Wo der und die geblieben,
Sah Alles hier an einem Ort:
Die Heimath und die Lieben.

Die Dänenbrüder.

Von H. v. Rezel.

I. Das Schachspiel.

Bei Schleswig unter den Buchen
Da geht es nächtlich um —
Wer streift dort, Ruh zu suchen,
Im düstern Wald herum?

Das ist des Herzog Abels Geist,
Von dem mein Lied verkünde,
Um welche schwere Sünde
Er dort so ruhslos kreist.

Schloß Gottorp's Kerzen glühten
 Schon matt im Schlafgemach,
 Da saßen mit finstrem Brüten
 Die Fürsten noch beim Schach.
 Der König Erich stierte drauf,
 Die Stien in finst'rer Halle,
 Und der Herzog Abel hallte
 Die Faust um den Degenknäuf.

Sie zogen die Sammtbarette
 Sich tief in's Angesicht,
 Wohl sahn sie nach dem Brette —
 Des Spieles dachten sie nicht.
 Schwer über dem leichten Puppenheer
 Aufstiegen und versanken
 Die Wogen der Gedanken
 Und wälzten sich hin und her.

Der Herzog hob den Springer —
 „Da sitzt er als mein Gast,
 „Doch auch als mein Bezwing'er —
 „Abschüttel' ich mir die Last!
 „Erst hat er mir mein Land geraubt,
 „Nun braucht er meinen Degen —
 „Ich brauch' ihn ihm entgegen,
 „Und heute fällt sein Haupt.“

Der König rückt den Bauer:
 „Mein Bruder blickt so wild —
 „Wen hat er auf der Lauer?
 „Bin ich es, dem es gilt?
 „Weh! warum sandt' ich meinen Troß
 „Voraus zum Friesenstreite!
 „Wer steht mir nun zur Seite
 „Heut Nacht in Abels Schloß?“

Und Abel: „Schach dem König!“
 Nachhallt das wilde Wort
 Um Erich tausendtönig,
 Ein Ruf nach Rach' und Mord.
 Es fährt ein Feuer ihm in's Hirn
 Und weckt sein schwer Gewissen —
 Er wehrt den Schlangenbissen
 Und faßt sich nach der Stirn.

Auftaucht, von Nacht umschattet,
 Vor ihm der Hochaltar,
 Darunter lag bestattet
 Sein Vater Waldeemar.
 Es öffnet sich der Marmorgrund
 Nicht vor dem Graumundrosten —
 Vortrat der Geist des Todten
 Und sprach mit bleichem Mund:

„Weh Dir! Der Dänen Ruder
 „Du führst es nicht mit Ruhm
 „Und Abel, Deinem Bruder,
 „Nahmst Du sein Herzogthum.
 „Du hast ihm Schlesiens Krone geraubt,
 „Die ich ihm gab zu erben,
 „Und sahst, wie ich im Sterben
 „Sie ihm gesetzt auf's Haupt.“

„Du höhntest meinen Willen
 „Und zogst in den Bruderstreit —
 „Weh' Dir! Es hält im Stillen
 „Die Rache sich bereit:
 „Mit tausend Schwertern klirren schon
 „Um's Haupt Dir seine Vasallen,
 „Gudmun's Schwert vor allen —
 „Weh' Dir, weh' Dir, mein Sohn!“

Der König preßt erschauernd
 An die Stien die Hand auf's Neu' —
 Dann reicht er stumm und zaudernd
 Dem Bruder sie, voll Neu'.
 Der Bruder aber will's nicht sehn —
 „Ist Dir mein „Schach!“ ein Schrecken?
 „Der König mag sich decken,
 „Bald ist's um ihn geschehn!“

II. König Erich's Tod.

Schwarz lag die Nacht gebreitet
 Ueber den Seen der Schlei;
 Des König's Rachen gleitet
 Die Ufer schnell vorbei.
 Er saß am Steuer und führte das Boot,
 Noch einmal Glück zu erjagen,

Noch einmal umgeschlagen
Den Mantel purpuroth.

„Mein Führer sei nicht träge,
„Dein König lohnt es Dir!
„Ich höre Ruderschläge
„In der Ferne hinter mir.
„Mein Herz ist groß, mein Gold ist schwer!
„Bringt vor der Mörderrotte
„Mich schnell nach meiner Flotte
„Hinaus in's freie Meer!“

Doch wie sie die Gewässer
Auch schlugen gut und viel,
Gudmunsen ruderte besser
Und schneller war sein Kiel.
Er holt' ihn ein, er hielt ihn an
Beim Hügel vor Miffunde,
Da rückte die letzte Stunde
Dem König bang' heran.

„Gudmunsen, Abels Henker!
„Ich weiß, was Du begehrest!
„Doch — laßt dem Schicksalstenker
„Vorn Tod mich beichten erst.“
Sie holten ihn den Klausner her
Aus einer Waldkapellen, —
Da beichtet' auf den Wellen
Der König viel und schwer.

„Noch einer Last entladen
„Muß ich mich vor dem Tod:
„Als ich zu Abels Schaden
„Mein Volk zum Krieg entbot,
„Da schämte sich meines bösen Ziels
„Der Held vom Friesenheere,
„Der reich an Ruhm und Ehre
„Und heißt mit Namen Niels.“

„Stolz weigerte mir der Frieser
„Sein Theil an meiner Fahrt
„Und sprach: Eine Fahrt wie diese
„Paßt nicht zu meiner Art.“

„Denn beut'st Du Trotz des Vaters Spruch
„Und Hohn des Bruders Nechten,
„Willst Du mit Deutschen fechten —
„Trag' ohne mich den Fluch.“

„Des' trug ich ihm ein Grollen
„Im tiefsten Herzen nach,
„Und hab' ihn schlagen wollen, —
„Nun ward es mir zur Schmach!“
Er sprach's. Von seinen Schultern dann
Nahm er, in Neu' und Leide,
Sein fürstlich Goldgeschmeide
Mit einem Kreuz daran

„Mein Priester, diese Gabe
„Sei ihm von Dir gebracht,
„Und sag' ihm treu, ich habe
„Im Tode sein gedacht.
„Sag, daß mein Zorn und all mein Groll
„In Lieb' und Neu' sich kehrte,
„Und, — daß mit seinem Schwerte
„Er einst mich rächen soll.“

„Solch Beichten muß ich enden!“
Gudmunsen ruft's, und faßt
Und schwingt mit beiden Händen
Des Streitbeils eiserne Last.
Lodt lag der Fürst von einem Hieb —
Und bald nach diesem Streiche
Hoch über seiner Leiche
Das stille Wasser trieb.

III. Der Friesen Rache.

Dumpf scholl von Mund zu Munde,
Sobald die Nacht versank,
Durch's Land die bange Kunde,
Daß heut der König erkrank.
Der Herzog aber rief sogleich:
Ich komme des Reichs zu hüten,
Ihr Dänen, Friesen und Jüten,
Mein ist das Inselreich!

Die Großen der Jüten und Dänen
 Die traten in Abels Schloß,
 Mand' treues Aug' in Thränen,
 Weil Erich Liebe genoß.
 Dort sprach der Däne Wulf im Saal:
 „Herzog, ich kann Dir sagen,
 „Der König ward erschlagen,
 „Und Du bist, der's befaht!“

Ewent Jring sprach: „Mit Nichten
 „Getrank der König im Strom:
 „Wir können sein Grab errichten
 „Zu Schleswig hier im Dom.
 „Ich fischt' ihn auf, da lag er im Kahn,
 „In des feuchten Purpurs Falten,
 „Sein Haupt, das war gespalten —
 „Und das hast Du gethan!“

Auffsprang vor seinen Rittersn
 Der Herzog zornentbrannt,
 Sein Fußtritt macht' erzittern
 Den Saal und wer drin stand.
 „Weß Jung' es wagt, in meinem Haus
 „Des Morde mich zu beschuld'gen,
 „Statt mir als Herrn zu huld'gen,
 „Dem reiß' ich, traun, sie aus!“

Und wieder Ewent der Jüte,
 Der Erich fand im Fluß,
 Sprach: „Herr, vernimm in Güte,
 Was ich Dir sagen muß:
 Dir steht nicht eh' der Thron bereit,
 Bis Du mit zwölf der Deinen
 Dich von der Schuld magst reinen
 Durch einen heil'gen Eid.“

Da sprach, auf's Schwert sich beugend,
 Gudmunfen neben dem Thron:
 „Herr, schuldlos Dich bezeugend
 „Sind mehr denn zwölf wir schon.
 „Daß rein Dein Schwert, kann freien Blicks
 „Von uns ein Jeder schwören,
 „Drum laß den Eid nur hören
 „Und bringen das Crucifix.“

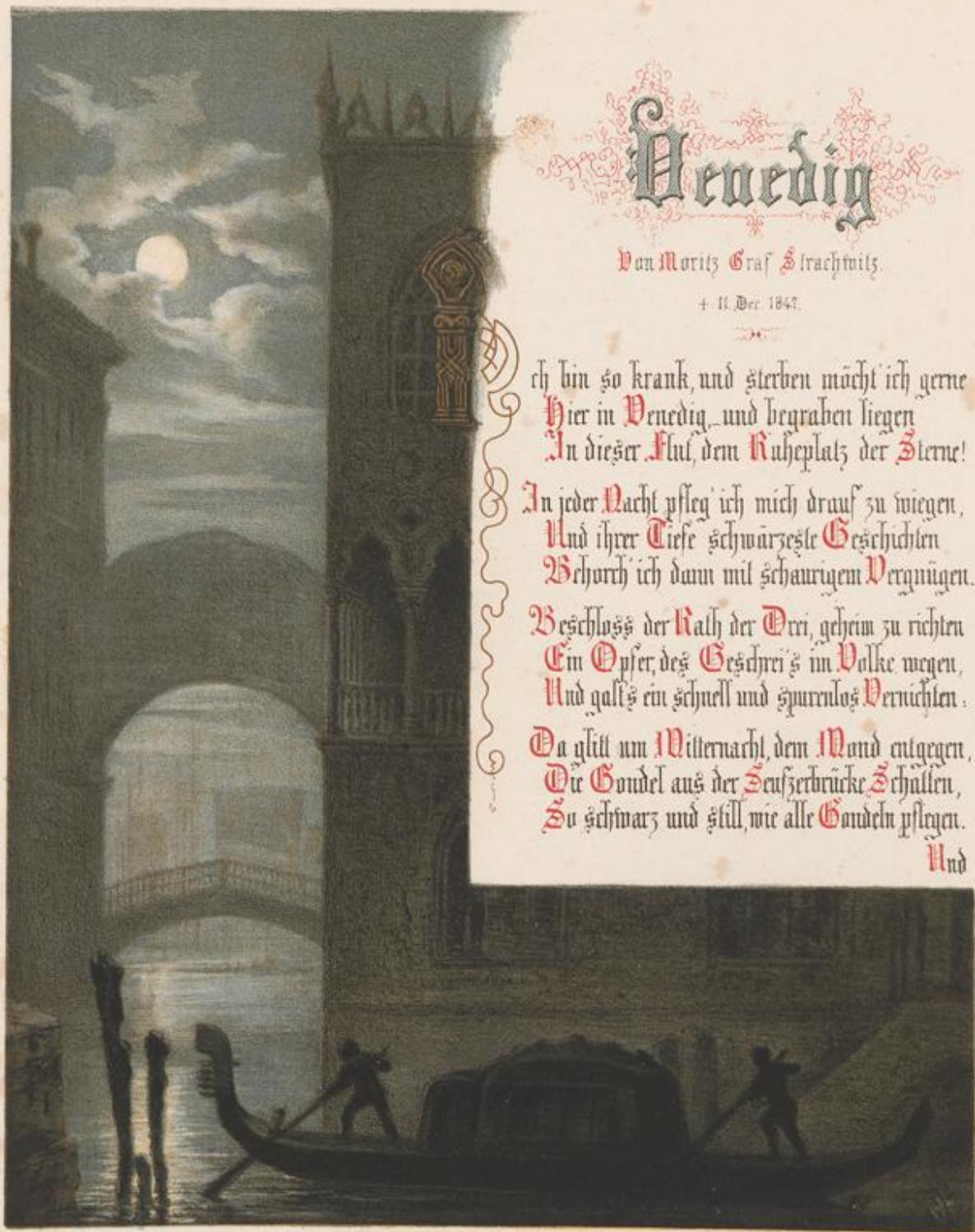
Darauf mit zwölf der Seinen
 Gudmunfen oben an,
 Der Herzog, sich zu reinen,
 Den heil'gen Eid begann:
 „So wahr mir helfe des Heilands Huld
 „Sprech ich mit Christenmuth
 „Mich rein von Erichs Blute
 „Und trage keine Schuld.“

Auffstieg nach diesem Eide
 Vom Schloß Drometenton:
 Stolz trat in stählernem Kleide
 Ein Herold vor den Thron.
 Sein eiserner Handschuh fällt und klirrt
 Zu des finstern Herzogs Füßen:
 „Hiemit läßt Niels Dich grüßen,
 „Der Erich rächen wird!“

„Wohlan denn, Ihr Rebellen!“
 Der Ruf des Herzogs schallt,
 „Ich werd' Euch Alle fällen,
 „Wie einen wilden Wald!“
 Da zog er gegen den Friesenstamm
 Mit seinen Rittersn allen, —
 Doch ist sein Stern gefallen
 Beim Sumpf am Milberdamm.

Dort lag Gudmunfens Leiche
 Das Haupt getrennt vom Rumpf,
 Dort sank vom Friesenstreiche
 Der Herzog in den Sumpf.
 Und als der rächende Schlag verhallt,
 Den ihm sein Herr geboten,
 Trug Niels den Leib des Todten
 In einen finst'ern Wald.

Er barg ihn dort im Grunde
 Bei Schleswig, dunkel und dicht,
 Gewendet nach Miffunde
 Das starre Angesicht.
 Nachts irt sein Geist dort auf und ab,
 Wo die rauschenden Buchen ragen,
 Um seine Schuld zu klagen,
 Und hat nicht Ruh' im Grab.



Venedig

Von Moritz Graf Strachwitz.

+ 11. Dec. 1847.

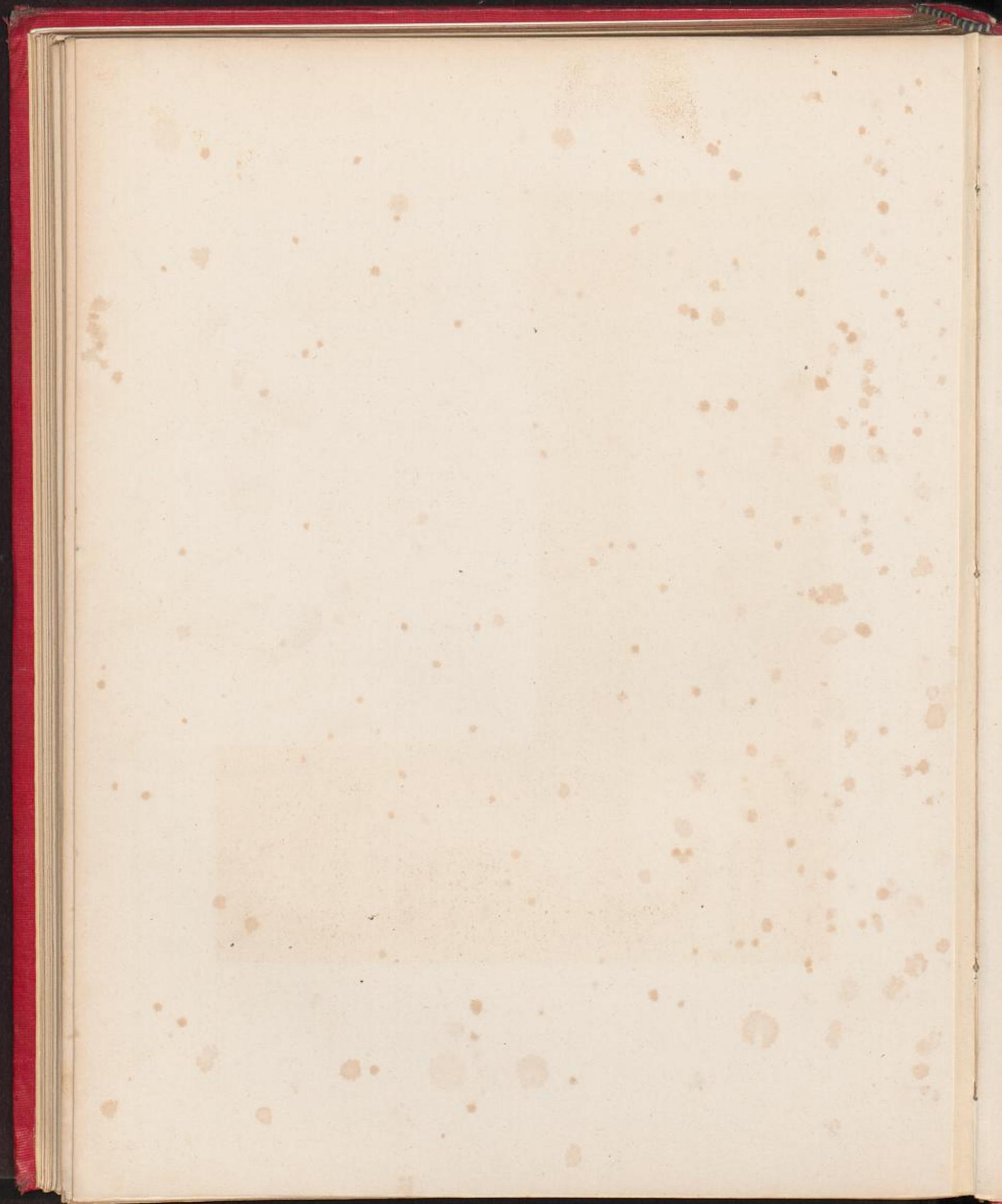
Ich bin so krank, und sterben möcht' ich gerne
Hier in Venedig, und begraben liegen
An dieser Flut, dem Ruheplatz der Sterne!

An jeder Nacht pfleg' ich mich drauf zu wiegen,
Und ihrer Tiefe schwärzeste Geschichten
Behorch' ich dann mit schaurigem Vergnügen.

Beschloß der Rath der Drei, geheim zu richten
Ein Opfer, des Geschrei's im Volke wegen,
Und galt's ein schnell und spurlos Vernichten.

Da glitt um Witternacht, dem Mond entgegen,
Die Gondel aus der Seufzerbrücke Schallen,
So schwarz und still, wie alle Gondeln pflegen.

Und



Und lautlos durch Galeeren und Fregatten
Kroch sie hindurch, bis wo des Meeres Enge
Sich dehnt zu breiteren, smaragdnen Matten.

Dort hielt sie still. Dann aber war's, als sprengte
Ein dumpfer Fall die kaum bewegte Fläche,
Und leise Kreise zitterten in Menge.

Auch war's den Schiffen, die im Nachtgespräche
An Lido's Ufern stellten ihre Stricke,
Als ob ein Schrei im Wellenschlag zerbräche.

Die stille Gondel aber schwamm zurücke,
Wie sie gekommen, spurlos und verborgen,
Und schwand im Schattenstreif der Seufzer-
brücke:

Doch der Verbrecher starb am andern
Morgen.

2.

Stets singt und jubelt der Venetianer,
Ihn hören kaum die Säulen alter Tage,
Die ihn umragen, steinerne Ermahner!

Hier schwimmt Musil im Silberwellenschlage
Und die Piazza trieft von Licht und Leben,
Verloren scheint die Sage und die Klage!

Nach, aber packt ein innerstes Erbeben,
Seh' ich um dieses wimmelnde Gewürme
Die alte Pracht ihr fürstlich Haupt erheben!

Wie dumpfer Vorwurf tönt der Mund der Thürme,
Und von dem Meere durch des Löwen Mähne
Ergeht ein Wehen längst verbrauchter Stürme!

Hinaus, hinaus, wie stille, schwarze Schwäne
Zieh'n dort die Gondeln, draußen ist es stille,
Ich muß im Stillen weinen eine Thräne: —

Venedig fiel, das war, o Herr, Dein Wille! —

3.

Der alte Gondolier beginnt zu plaudern,
Liebkosend, sanfter streichelt er die Bluthen,
Die leicht im kalten Mondenlichte schauern!

Indeß verloben der Piazza Bluthen,
Es ist, als hörte man in Tropfen leise
Das Herz Venedigs durch die Stille bluten!

Und mit gedämpfter Stimme spricht der Greise:
„Wenn so der Vollmond durch die Colonnade
Der Dogen zittert, wie verlornen Weise,

„Dann kommt entlang die schattende Arkade
Ein schwarzes Weib, den schwarzen Fendel tragend,
Und lehnt sich schweigend an die Balustrade.

„Darauf, den Schleier aus der Stirne schlagend,
Hebt mit dem Antlitz sie, dem stolzen, bleichen,
Zum Mond empor ihr dunkles Auge klagend.

„Und ob des Meers mondschimmernden Vereichen
Ertheilt sie so mit zärtlich bangem Blicke
Aus schlanker Hand des Kreuzes Segenszeichen.

„Gesunken Hauptes walt sie dann zurücke,
Und Mancher meint, daß aus des Schleiers Welle
Das goldne Horn der Dogenkrone blicke.

„Durch's Thor La Casta wandelt sie ins Helle,
Und von der Riva Säulen sieht man schieben
Sich eine Gondel, schlank wie die Gazelle.

„Noch auf der Pappa rückwärts stehn geblieben,
Wirst auf die Löwenstadt die bloße Frau
Den letzten Blick mit schweremuthsvollem Lieben —

Dann schwimmt die Gondel rasch hinaus ins Blaue!“

4.

Der alte Gondolier hört auf zu plaudern,
Aus seinen Falten scheint es leis' zu rinnen,
Durch ganz Venedig weht geheimes Schauern.

So ist's! — Du wardst entfernt und gingst von
hinnen,
Doch ängstlich kehrt Du heim mit frommer Treue,
Dein Aug' zu weiden an den theuren Zinnen.

Ich sah Dich schon, es war mit heil'ger Scheue;
Denn Sonnenglorie schwamm um Deine Züge,
Gold war Dein Mantel und Dein Thron der Feue!

Die Welle kam, daß sie sich dienend schmiege
An Deinen Fuß, Du trugst die Mauerkrone,
Um ihre Zacken stob der Sturm der Siege!

Vor seinem Hauche stürzten Kaiserthrone
Und hingeschmettert wimmerten die Heere
Und sanken Flotten, stolze Amazone!

So sah ich Dich im Schimmer höchster Ehre,
Ein glücklich Weib, um das man gerne wärbe —
Nun aber schweiffst Du einsam durch die Meere,

Und Niemand ist, der für Dich lebt' und stürbe!

5.

Im Gondelkissen ruht der fremde Kranke,
Sich sonnen in der wundervollen Kläre,
Da stürmt ihn auf ein tödlicher Gedanke:

Und wenn ich wirklich nun gestorben wäre
Und meines Dichtens unglücksel'ger Schatte
Dahingeweht im Hauche dieser Meere,

Dann kämest Du, die ich verloren hatte,
Vielleicht hierher, Venedigs Glanz zu schauen,
Und mit Dir käme ein geliebter Gatte!

Ich sehe schon in Deinem Auge thauen
Der reinsten Seele keuschestes Entzücken,
So wie der Vollmond schwimmt im Dunkelblauen

Ich seh' Dich gehn mit wunderfel'gen Blicken
Durch diese duftgewobenen Arkaden,
Die feenhaft sich in einander strecken!

Ich seh' Dich trinken dann im Glanze baden,
Wenn der Piazza Feiernächte blinken
Und ganz Venedig schwimmt in Serebaden.

O stolzes Glück, Dein selig Uch zu trinken,
Und Hand in Hand auf einem Meer zu schweben,
Dein Mond und Sterne jubelnd untersinken.

Doch mitten in dem farbenreichsten Leben
Soll sich vor Dir ein längst vergessner Name,
Des armen Träumers bleich Gespenst erheben!

Und sprechen soll es mit melod'schem Gramme,
Wie ferner Wellen klagendes Getöse:
„Laß mich Dein Führer sein, o schöne Dame!

„Bis zu des Abgrunds muschelreichem Moose
Kenn' ich Venedig und ich will erschließen
Den tiefsten Reich' Dir dieser Meeresrose.

„Als man mich damals riß von Deinen Füßen,
Da such' ich noch dies Ufer zu erreichen,
Um meinen Schmerz erhaben zu genießen!

„Hier prangt der Tod mit tausend Siegeszeichen,
Doch ew'ge Schönheit strahlt von seiner Hippe,
Und wölbt sich glorreich über stolzen Leichen!

„Es wirft die Kunst um bleichende Getippe
Ihr Purpurkleid im reinsten Farbentone,
Bis daß sie lächeln, süß wie Deine Lippe! —

„Sprich! bin ich nicht ein guter Cicerone?
Wie blüht Venedig! Doch der Hauch der Gräfte
Wogt fast berauschend aus der Blumenkrone

Durch all den Jubel goldgestürzter Lüfte.“

6.

Kannst Du das Leben nicht lebendig leben,
Statt über diesen feuertrunknen Farben
Auf schwarzem Hüttig alten Grams zu schweben?

Venedig fiel und seine Helden starben! —
Doch sieh, der Markusplatz ist lauter Feuer
Und wirft ins Wasser tausend Strahlengarben.

Hier schwimmt die Luft und wirft hinweg das Steuer,
Hier wehn der Schönheit jugendlichste Richter
Um alter Meister herrlichstes Gemäuer.

Da unten aber wogt es dicht und dichter;
Und zwingt Dich nicht zum reizenden Vergessen
Die Lebensfülle strahlender Gesichter?

Der tiefe Himmel wölbt den Platz indessen
Mit Amethyst zum säulenstolzen Saale,
In keinem schönern bist Du je gewesen! —

Umsonst, umsonst! Mein Auge schmerzt vom Strahle,
Mein Herz ist müd' — laß schnell Dein Ruder triefen,
Mein Gondolier, hinab den Gran Canale!

Wenn Licht und Lärm sich hinter uns verliesen,
Dann kann mein Aug' auf Rundeswellen schweifen
In öder Fenster schwermuthsvolle Tiefen!

Hier weht von wundervollen Säulenknäufen
Der Schweremuth Schlingkraut über Thor und
Mauer,
Hier kann mein Herz im Stillen blühen und reifen!

Nicht kam ich her zu diesem Donneschauer,
Venetia, daß kurzer Glanz mich bade,
Ich kom zu Dir, zu theilen Deine Trauer!

Kein Fenster kirt auf meinem öden Pfade,
Und nur die Welle, träumerisch und trübe,
Spielt an Venedigs marmorne Gestade

Mit leisem Schlag ein Lied — verlornen Liebe!

7.

Venedigs Tochter mit dem schönsten Busen,
Wie sie gemalt die Kunst des Veronesen,
Was ist für Dich der fremde Sohn der Musen?

Ich sage Dir, es ist ein Tag gewesen,
Wo nicht umsonst mich so Dein Aug' betrachtet,
Das Köstlichste hält' ich herausgelesen!

Ich weiß recht gut, wenn's im Canale nachtet,
Wie man sich schwingt zu maurischen Geländern,
Wo hinter Blumen solch ein Auge schmachtet!

Süß ist es dann ins Meer hinauszuschlendern,
Und Stirn an Stirn im Mondenstrahl zu stützen: —
Die Lieb' ist schön in diesen schönen Ländern!

Du siehst indeß das Ruder Perlen spritzen
Und leichter Seewind küßt der Wange Flamme; —
Doch all' den Reichthum darf ich nicht besitzen!

Es ist ein kaltes Land, woher ich stamme,
Und kalte Augen werden mich begrüßen,
Doch sieh! schon liegt mein Schiff am Hafendamme!

Mein Herz will mövengleich durch Meere schießen,
Und über Alpen kriecht es auf den Knien,
Damit's daheim getreten sei mit Füßen —

Doch mir, Signora, sei von Dir verziehen!

8.

So fahre wohl, Venetia,
Es donnert das Signal!
Die Woge spricht vom Märchenglanz
Mir, ach! zum letzten Mal!
Hab' treuen Dank, Du Meeressee,
Für Deine reiche Huld,
Und, daß ich nicht vergessen kam —
Es war nicht Deine Schuld.

Schwarzäugige Venetianerin,
Die in der Gondel liegt,
Indeß das prächtige Gelock
Im Wellenwinde fliegt,
Es spielt Dein Finger in der Fluth,
Dein Auge flammt mich an —

Und wenn ich hier nicht glücklich war,
Du bist nicht Schuld daran.

Glorreiche Kunst, die, perlengleich,
Im Meereschooß gereift,
Prachtvolle Schwermuth, fahre wohl,
Die hier so üppig träuft!
Wie reizend bist Du, Stern der See!
Aus Norden weht es kalt!
Wer hier Vergessen nicht gelernt,
Der lernt es nicht so bald!

9.

Venedig schwindet in des Meeres Düsten,
Schon rankt sich farbig in Gewind' und Lauben
Des Herbstes Rede über sammtnen Tristen.

Der erste Staub beginnt am Weg zu stauben,
Und fast verwundert hör' ich wieder Pferde
Nach langer Zeit im Morgenwinde schnauben.

Doch fast erbittert mich die grüne Erde! —
Du edle Stadt aus Wasser und aus Steinen,
Weiß Gott, wann ich Dich wiedersehen werde.

Als wie ein Traumbild willst Du uns erscheinen,
Und wie ein Traumbild seh' ich Dich verwehen,
Und schau nach und möcht' am liebsten weinen!

Wir verdanken diese noch ungedruckten Terzinen des zu früh verstorbenen Dichters einem Freunde,
die Erlaubnis der Mittheilung den Angehörigen. Sie wurden im Herbst 1847 (dem Todes-
Jahre) geschrieben. P. H. B.

Dem wer gehört das Lied der Meeresfeen,
Der starrt so lang' ins feuchte Aug der Tiefe,
Bis er versinkt — und wird nicht mehr gesehen!

Und wenn mich nicht ein andres Auge tiefe,
So scheu und tief, wie Adria's Gewässer,
Geblieden wär' ich bis mein Herz entschleife —

Und nirgend schläft ein müdes Herz besser!

10.

Und weißt Du, was 'ne Gondel ist,
Und wie sich's drinnen wiegt?
Ein Ding, das kaum die Woge küßt,
Wenn's zierlich drüber fliegt!
Sie schwebt so gleich, Du ruhst so weich,
Der Aether liegt im Meer,
Du denkst, Du schwimmst im Himmelreich,
Die Sterne um Dich her!

Sei mir gesegnet, schwarzer Schwan,
Wie hast du mich verwöhnt —
O weh! das ist die Eisenbahn,
Ha, wie das feucht und stöhnt!
Das Ohr ist taub, das Herz ist matt,
Run rumpelt es von dann —
Und wer das Ding erfunden hat,
Der war — ein großer Mann!

Sprüche.

Von Franz Augler.

Nicht alle Blumen im Felde drauß
Sind geschaffen zu Kranz und Strauß;
Manche knospet und manche verblüht,
Wo sie kein Menschenauge sieht, —
Deffnen sich doch der Moienlust,
Sind doch selig im eignen Duft.

Wer sich im Feld herum will schlagen,
Muß Wachen, Hunger und Frost ertragen;
Wer hinter dem Ofen sitzt in Ruh,
Siebt seinen kritischen Senf dazu.
Er mag's nicht allestund bedenken,
Daß er nur hat, was wir ihm schenken.

Im Dichtewald, zur Zeit,
Welche Metamorphosen!
Jünglinge im Jungfernkleid,
Jungfräulein in Hofen!
Nur Eins, ihr holden Kleinen,
Liebet ihr zweifelhaft: —
Was ihr dabei mögt meinen
Von wegen der Nachkommenschaft.

„Bleib mir vom Hals:
Ich weiß, du bist
Doch einzig nur ein Realist!“ —
Jedwedenfalls!
Weil nach dem Ideal zur Zeit
Mein Streben ist.

Die Wissenschaft heischt dreierlei Thun:
Suchen, Binden, Gestalten.
Sie denken, sie könnten lorbeertruhn,
Wenn sie's mit einem gehalten.

Die sich des Ganzen beflissen,
Was gewonnen sie,
Wenn die Glieder verloren,
Draus das Ganze sich ründet?
Die die Stücke wissen,
Was umspannen sie,
Blieb das Wort ungeboren,
Das sie zum Ganzen bindet?

Was stehst du vor dem Labyrinth? —
„Keine Knäuel zu kaufen sind,
Aus den Grotten drinnen mich zu entwirren.“ —
Bleib haufen, wagst du nicht zu irren!

„Warum keinem andern Gößen
Bauten sie ein Haus so stolz?“ —
Mag sie keiner so ergößen:
Sie schnitzten ihn aus eignem Holz.

Willst du mit Dummen rechten,
Rufst du sie knechten;
Willst an Schurken dich kehren,
Rufst du dich wehren;
Willst an Narren dich fetten,
Mag Gott dich retten!

Unglücklicheres weiß ich nicht,
Als wenn mir ein Narr zur Seite sicht:
Das Ding, dafür ich mein Leben lasse,
Er macht's zur Grimasse.

Gingst du was an zur guten Stunde,
Kaste nicht, eh' es zu Ende.
Du schufst dir eine eiternde Wunde,
Kommt's in der Thoren Hände.

Was bei der Elite der Wissenschaft
Dir die nobelsten Gönner schafft?
Wenn ihr höherer Blick und Verstand
Zu dir ein verkanntes Genie erkannt.

Kein Phantast ist solch ein Wicht,
Am Apostel fehlt's ihm nicht.

Wenn der Phantast den Kuchen bäckt,
Hat der Narr, danach er schleckt.

Was ergötzlicher als ein Phantast?
Zwei von der Art.
Ist einer beim andern zu Gast,
Wird kein Weihrauch gespart.
Kommen sie sich draußen in's Gehege,
Giebt's unbarmherzige Schläge.

Phantast und Philister, hold vertraut,
Wohnen zusammen in einer Haut;
Wird keiner bei den Phantasten gelitten,
Den nicht die Philister rite beschnitten.

Ein Virtuos, der uns im Bann
Der Jugend einst berauschet, —
Jetzt, da er wiederkehrt, ein Mann,
Stehn wir als wie vertauschet.

Es ist der stolze Uebermuth,
Wie weiland er erklingen;
Nur daß sich all der wilden Glut
Kein Lichtgestirn entzungen.

Vor Ueberschwänglichen zumeist
Wahre deine Kammer:
Was aus dem Rausch erblüht, das heißt
In Deutschland Ragenjammer.

Mein Wort, soll's wider mich zeugen,
Werd' ich's nicht beugen;
Nur eh du's trägst durch die Gassen,
Denk, es zu fassen.

„Im Dorf von allen Pforten
Die Hunde klasten hinter dir drein.“ —
Sie merkten's, mit der Sippe dorten
Hab' ich nicht Sonderliches gemein.

„Der arme Stämper! du riebst ihm ja
Blutig die Ohren heute.“ —
Es war exempli gratia,
Es galt der ganzen Meute.

„Ein Lump von Tutor! Worte und Sinn,
Er hat's bei dir zusammengelesen.“ —
So dank' ich ihm den schönsten Gewinn,
Zu sehn, daß ich was nütze gewesen.

„Und Namen citirt er übergenug,
Und nur den deinen wagt er zu missen!“ —
Rein gutes Kind: es wäre nicht klug,
Vernünftiges nicht von selber zu wissen.

Er wollte mir am Zeuge was sticken,
Doch seine Nadel ging in Stücken.
Du guter kleiner Schneidersmann,
Schau an den Kitteln das Tuch erst an!

„Sie sagen, du schreibst wie ein Tourist,
Der im Dampfwagen die Welt durchflog.“ —
Weil im Kessel der Dampf mein Sklave ist,
Weil die eisernen Gleise fest gezogen.

Und als sie den Koran studirt,
Sahn sie, wie schief der Prophet citirt;
Sie hätten es säuberlicher gemacht, —
Nur keinen Koran zu Stande gebracht.

Buchstabiren, ihr hübschen Jungen,
Ist euch wunderbarlich gelungen.
Büßtet ihr zwischen den Zeilen zu lesen,
Wär's noch ein wenig besser gewesen.

Hab sie mit Eifer unterwiesen,
Grade Zeilen auf's Blatt zu schreiben;
Haben mich dankbar drob gepriesen,
Wollen nur doch bei den Krümmen bleiben.

Hast du's erspüret, weiser Fant,
Wovon der Meister nicht gesprochen,
So spüre fort, bis du erkannt,
Warum er nicht davon gesprochen.

Ohr und Verstandniß
Heischest du von den Tauben?
Gnüge dir ihr Bekenntniß,
Daß sie an dich glauben.

(Tris faciat monachum.)

Im Ordenshaus hat's drei Befehle: —
Von Oberen nie Uebles schwäze,
Allzeit mit Rassen thu die Pflicht,
Und laß geschehen, was geschieht.

„Warum knöpft er so eng sich ein?“ —
Sie sollen denken, es stäke was drein.

Die Hünste haben sie geächtet,
Sind recht erst von der Zunft geknechtet.

Mancher mit gehäremtem Ranzen
Geht wie zum Tanzen;
Mancher bricht zusammen fast
Von unsichtbarer Last.
Ist nichts, das sich schwerer trüge
Als das Joch der Lüge.

Es ist das ärgste von allen Uebeln,
Eigner Thorheit nachzugrübeln.
Willst du der Noth des Sumpfs entinnen,
Sei klug, du Narr, und bleib nicht drinnen!

Muth vor allen Gaben
Muß ein Menschenkind haben;
Zuweilen auch mag es nützen,
Ueber den Bedarf zu besitzen.
Schilt nicht die übermüthige Jugend:
Sie hat zum Leben die beste Tugend.

Die in junger Brust ich barg voll Schaam,
Die ich Knabenthorheit gescholten, —
Jetzt, da ich durchgemustert den Kram,

Luna.

Von Herman Grimm.

O Königin der Nacht, du hast's gesehn,
Die Thränen sahst du und des Herzens Flammen,
In heißen Strömen sahst du sie zusammen
Verauschend ganz durch meine Seele gehn;
Wie ich ersehnt des Morgenwindes Wehn,
Nicht wolli' ich mich ihm schön und lockend zeigen,
Unmöglich war's zu reden, war's zu schweigen,
O Königin der Nacht, du hast's gesehn.

Mein Liebster kam, die Sonne, die ich fühlte,
Wie er mich bei den Händen nahm, — du bist
Mein Zeuge, wie sein Mund mit Schwüren spielte,
Wie ich ihn küßte, wie er mich geküßt!
In süßen Träumen war mein Herz verloren —
Weh mir, wo ist die Zeit, als das gesehn?
Verlassen hat er mich und falsch geschworen,
O Königin der Nacht, du hast's gesehn!

Der als ein Mirakel wommesam
Die langen Jahre gegolten, —
Wie steht ihr in verklärtem Strahle,
Ihr meine kindischen Ideale!

Von der Nachwelt willst du dein Recht?
Sie ist von demselben Geschlecht:
Sind's nicht die Götzen von heute,
Fällt sie andern zur Beute.
Kannst sie auch missen, —
Nur nicht dein eignes Gewissen.

So spricht Krishna, der höchste Herr der Welt:
Wer andern Göttern dient mit reinem Glauben,
Ist, ohne daß er's weiß, auch meinem Dienst ge-
sell.

Wer ein Stück vom Leben durchgemacht,
Welt und Menschen gar bald verachtet.
Nur wem sein thöricht Herz geblieben, —
Oh' er's gedacht,
Ist er der Thor, von Frischem zu lieben.

Sonett.

Nach Michel Angelo. — Von Herman Grimm.

Ich sehe sanftes Licht mit deinen Blicken,
Mit meinen eignen Augen bin ich blind,
Mit dir in gleichem Schritte wandelnd sind
Leicht mir die Lasten, die mich sonst erdrücken.

Auf deinen Schwingen mit empor getragen,
Flieg' ich mit dir hinauf zum Himmel ewig,
Wie du befehlst, kühn oder zitternd leb' ich
Kalt in der Sonne, warm in Wintertagen.

In deinem Willen ruht allein der meine,
Dein Herz, wo, die Gedanken mir entstehn,
Dein Geist, in dem der Worte Quell sich findet:

So kommt's, daß ich dem Monde gleich erscheine,
Den wir soweit am Himmel nur erseh'n,
Als ihn der Sonne Feuerstrahl entzündet.

Bu den Bildern.

Wie gesagt, unsere Pracht sind diesmal Bilder und Lieder. Wir erfreuen uns im Leben des angenehmsten Verkehrs mit den bildenden Künstlern; wir tauschen Bilder und Lieder aus, sie schmücken unsere Feste und geben ihnen ein stattliches Gepräge, wir singen und sagen auf den übrigen. Es ist eine gar schöne Sache um den heitern Verkehr der Künste mit einander. Es giebt dabei viel zu genießen, aber auch zu denken. Ihre Blutsverwandtschaft steht fest und in glücklicher Ergänzung heben und fördern sie einander oft auf eine lebenswürdige Weise. Wie beabsichtigen hier keine philosophische Untersuchung dieses Verhältnisses. Das Resultat könnte nur das längst gewusste sein, daß dabei der Natur und dem Wesen der einzelnen Kunst keine Gewalt angethan werden darf. Es ist aber die schöne Sitte der Musen, daß, wo die eine herrscht, die andern sie in dienender Gefälligkeit und Anmuth umgeben, weil ihnen die Harmonie als Grundgesetz in die Seele gepflanzt ist. Alle Versuche von gewöhnlichen Zusammenwirkungen, welche die Natur einer Kunst kränken, können in ihrer innern Unwahrheit nicht lange bestehen; aber die freundliche Begleitung zurückweisen, wie man leider irgendwo vor der Bühne der Melpomene und Thalia die liebliche Cypripede zurückwies, welche doch die Gemüther für die Aufnahme des Wortes zu stimmen versteht, das ist, wenn nicht Unnatur, doch Unkultur. Wollte man uns also geflatten, abwechselnd zum Auge und zum Ohr zu sprechen, und wie die Künstler uns diesmal haben die Argo zimmern lassen und unsere Verse mit dem Ornamentenschmuck der Initiale hereinzuführen, so sei es uns vergönnt, von ihnen zu reden. Nicht etwa, um sie einzuführen oder gar ihre Werke zu commentiren, sondern lediglich, zu sagen, was uns Mancher doch abfragen würde, der die kleine hier aufgestellte Bildergalerie durchblättert.

Den Reigen führt Karl Arnold (geb. 1829 in Berlin) mit einem „Festzuge“ voll Glanz und Heiterkeit. Im Gegensatz zu der vornehmen Pracht der Schloßbewohner, die auf diesem Bilde herrscht, findet sich auf den später folgenden beiden Plättern des Künstlers die glücklichste Genügsamkeit und Zufriedenheit der Dorf-Ansassen. In absichtlosem Gegensatz erblickt man Jugend und Alter, Frühling und Herbst, Sonnenschein und Regen, völlige Sorgenlosigkeit und Arbeitsmühe, aber auch diese mit unverdrossener Gemüthsruhe hingenommen; denn so gut der brave Alte die Schollen für den künftigen unausbleiblichen Frühling wendet, so sicher hofft er noch heute auf einen helleren Tag, — es „blinzt“ schon wieder, wie die Hessen sagen.

Neuerdings hat Arnold ein sehr lustiges Kartenspiel herausgegeben — nein, nicht herausgegeben, sondern gezeichnet und lithographirt und „an seine Freunde verschenkt“; denn

obwohl die Figurenbilder fehlen, so trat ihm doch die mangelnde Concession, Spielkarten zu verkaufen, in den Weg. Bekanntlich hat man dergleichen im 16. und 17. Jahrhundert häufiger; die Arnold'schen Plätter aber sind durchaus original und ungemein reich in der Erfindung. Es geht ein Hoffmann'scher Zug durch diese lebenswürdigen und tollen Phantasienspiele. So giebt Treffe-Acht einen reich ornamentirten Rahmen mit einem Heiligenbilde in der Mitte, Treffe-Neun dagegen einen chinesischen Tempel mit seinem Götzen. Die Pique ist zu den dunkeln Gnummen-Gestalten des Orients verwandt. Gorteau-Zehn zeigt eine ganze Kunstausstellung, welche angeordnet und besichtigt wird; wie leicht sich dieselbe Gestalt der Physiognomie des großen Friedrich fügt, kann man sich vorstellen, ebenso was für ein lustiges und ironisches Spiel der Künstler mit den Coeurs trieb. Man ist wie auf einem Carneol voll allerlei köstlichen Nummernschau und scherzhafter Narrethei. — Seinen Ernst dagegen bethätigte Arnold in einem Altarbild von großen Dimensionen, einer Kreuzigung Christi, welche er für die protestantische Gemeinde von Randau in Kurland gemalt hat.

Er modellirt auch mit Glück und es gelingen ihm besonders Thierfiguren. Er ist noch in dem benedictenwerthen Alter, wo das Talent überall Stoffe findet und mit Unbefangenheit und jenem Selbstvertrauen, das ihm so wohl ansteht, an jede Aufgabe geht und seine Kräfte daran prüft.

Sich weise zu beschränken aber, seine Kraft zu concentriren und zu beherrschen ist die Sache des Meisters. Erst der Meister, sollten wir denken, vermag zum vollen Bewußtsein des merkwürdigen Verhältnisses der Natur zur bildenden Kunst zu gelangen, und die Uebersetzung in sich zu befestigen, daß der Weg zur Idealität mitten durch die Realität geht. Wer die Natur nicht kennt, kann auch ihre Absichten nicht wissen, und wer ihre Absichten nicht weiß, wie will er ihr seinen Geist leihen? —

Adolph Menzel (geb. 1815 in Breslau), der Historienmaler des 18. Jahrhunderts, der Apelles seines Helden, des großen Friedrich, ist ein solcher Meister. Er hat sich wesentlich selber nach und vor der Natur zu seiner Aufgabe gebildet. Ein capriciös eingehendes Studium der Geschichte, Studien überhaupt auf allen Gebieten des Wissens gingen und geben stets bei ihm neben der Uebung der Hand her, oder vielmehr der Hände; denn seine linke versteht den Dienst genau so gut, wie die rechte. Schranken, welche durch Kenntniß und Geschicklichkeit zu besiegen sind, duldet er nicht, und je inniger Natur und Geist bei ihm mit einander verschwistert sind, desto unabhängiger, will er, soll Eines für das Andere gerüstet sein. Malt er Ideen, malt er Historie, so leibt ihm die Natur

Prägnanz des Ausdrucks, und zwar nicht dadurch, daß sie prädicirt sich zu zeigen, wie sie ist, sondern sich bescheidet so zu wirken, wie sie erscheint, wie sie gesehen wird; macht er dagegen Studien und Skizzen nach der Natur, so ist der Geist dabei und es wird unter seinen Händen ein Bild daraus. Unablässiges Studiren und Produziren ist ihm zur andern Natur geworden, und nur auf diese Weise sind seine überreichen Mappen mit Tausenden von werthvollen Blättern zu begreifen. Er wählte daraus für unser Buch eine weibliche Figur. Sie ist vor ihre Schatulle getreten und ein aufgezogenes Schußfach hat diesen sonst so resoluten Kopf in Reverie versenkt; aber sie weiß nicht, daß sie belauscht ist von dem Verlauf der Natur- und Seelenlebens.

Das Friedrichsbuch von Kugler mit den Illustrationen Menzel's ist in Aller Händen. Dieses wahre Volksbuch entfaltete den ganzen Reichtum eines echten Historienmalers. Fürsten und Helden, Staatsmänner und denkwürdige Personen, die ganze Schaubühne jener Zeit, seien es Schlachtfelder, Schlösser, Straßen, Gärten oder Grabgewölbe, der ganze Apparat von Krieg und Frieden, von den weltgeschichtlichen Köpfen und Situationen bis auf den Mügenjagd des gemeinen Husaren, oder das Notenpult im Concertsaal zu Sanssouci, — Alles ist nach der Natur gezeichnet oder nach gleichzeitigen Gemälden, Stichen, Visten, Medaillen u. s. w., nach Beschreibungen, Briefen, militairischen und anderen Büchern, ja mündlichen Uebersetzungen entworfen. Und so sieht man in diesem Werke von den geschichtlichen Compositionen bis auf die kleinste Wignette überall das Genie auf dem Vordesfel des Meisters.

Man denke sich, daß Menzel bereits gegen 700 Bilder eigenhändig auf Holz gezeichnet hat. Darunter sind die Illustrationen zu den Werken des Philosophen von Sanssouci, das Prachtwerk der Kriegs- und Friedenshelden aus König Friedrichs Zeit und ein herrliches Portrait Shakespeares. Eine Menzel'sche Zeichnung ist nur für Meister der Formschneidekunst. Der verstorbene Anzelmann in Berlin, seine trefflichen Schüler, die beiden Vogel, ferner Ed. Kreßschmar in Leipzig haben sich an Menzel'schen Aufgaben, die ihr Kreuz und ihr Triumph waren, auf den Gipfel ihrer Kunst geschwungen und sie selber dadurch gefördert.

Auf der Ausstellung des Jahres 1850 sah man von ihm das erste größere Bild, jenes durch den Werner'schen Stich bekannt gewordene Delgemälde, welches Friedrich den Großen mit seinen Freunden an der Tafel zu Sanssouci zeigt. Es ging sofort in den Besitz des Berliner Kunstvereins über und jeder Sammler und Galeriebesitzer beehrte sich, zu einem der folgenden zu kommen. So malte der Künstler in rascher Folge das „Aldenconcert in Sanssouci“, „Friedrich auf der Inspectionsreise nach dem Kriege“, die „Auldigung der Stände in Breslau“, den „Ueberfall bei Hochkirch“ und die „Zusammenkunft von Friedrich mit Kaiser Joseph in Reise“; Letzteres für die Verbindung deutscher Kunstvereine für historische Kunst. Die Anforderungen und Bestellungen lassen den Künstler selten

aus seiner Domaine heraus, obwohl er auch auf andern Gebieten viel Schönes geschaffen hat.

Jedem ein glücklicher Umstand übernimmt es manchmal, das Gebiet abzuklaffen und anzuweisen, dem ein Maler vorzugsweise angehören soll; denn es geht ihnen auch nicht anders, wie anderen Menschenkindern, die selber oft am unsichersten sind über die richtige Sphäre ihrer Thätigkeit.

Der Maler, welchem das folgende Bild „Schausler zu Walde gehend“ angehöret, Karl Steffek (geb. 1818 in Berlin), ist zu einem Gebiet gekommen, welches auf der Grenze zwischen zwei andern liegt. Er malte im Beginn seiner künstlerischen Laufbahn bei Franz Krüger und Karl Vegas; seine weitere Ausbildung gab er sich dann in den Privatateliers von Paris und im Louvre, dann in Rom, wo er zwei Jahre blieb. Schon dort war es die Thier- und Menschenwelt der Campagna, welche ihn anzog. Er ist Thier- und Menschenmaler, und zwar hauptsächlich in den Situationen und Regionen, wo sich diese freundlich oder feindlich begegnen. Die Jagd- und Hausthiere, vor allen das Pferd und der Hund, das Reiten und das Jagen, kurz das Thier im Verkehr mit den Menschen, das bildungsfähige Thier, die Thiere, welchen der Mensch Wohnungen baut, bei denen er Individuen unterscheidet, ja für die er Namen und Stammbäume hat, — das ist das Gebiet Steffek's. Auf diesem Gebiete wird oft der Mensch nur als Gattung behandelt, während das Thier mit seiner Individualität hoch zu Ehren kommt; es mag da manche Seelenwanderung vorgehen auf dieser für die Grenzschieden bestimmten Leinwand; mag auch wohl manchmal nichts verschlagen, ob ein an der Finselspitze stehender Zug hierhin oder dorthin geräth. Man erzählt von Verboeckhoven, daß er neben seiner Werkstätt einen Stall habe, in dem die Schaafse aus Narmortrippen freisen; auch Rosa Vonheur soll sich stets mit hörner- und vliehtagenden Thieren umgeben. Steffek ist dafür ein gewandter Reiter und wackerer Jäger, und macht so seine Beobachtungen und Studien aus erster Hand und bei den glücklichsten Gelegenheiten. Für den Pferde- und Jagdliebhaber giebt es keine interessantere Werkstätt, als die seinige. Eine reiche Galerie von Thier- und Menschenbildnissen, Studien, Skizzen von Gemälden bedecken die Wände und Staffeleien; man sieht fürstliche und adlige Jagdgesellschaften in rothen Fracks auf dem Revier versammelt oder im Waldwerk beariffen, einzelne Herren mit ihren Lieblingspferden, ein Stück Wald oder Feld mit einem Vlies in den stillen Haushalt der Thiere u. dergl. — Seine größeren historischen Gemälde (Albrecht Achilles in der Nürnberger Heide, die Luitzows) sind schon in der Wahl der Stoffe auf die Darstellung von Mensch und Thier in Kampfleidenschaft berechnet und in dieser Beziehung Meisterstücke.

Das der Argo beiliegende Blatt, ein Dammbirsch, der mit schleppendem Tritt und zurückgebogenem Haupt den Rücken reißend bei anbrechendem Morgen zu Walde geht, ist lebensgroß in Del für das Schloß des Prinzen Wiron von Kurland in Polnisch Wartenberg ausgeführt.

Steffel hat auch das Bedürfnis und die Fähigkeit der Mittheilung seiner Kunst in hohem Grade, und seine Werkstatt ist stets von einer Anzahl von Kunstjüngern besetzt. Wir wollen diese günstige Gelegenheit von den Akademien zu reden — vorübergehen lassen. Sie haben allerdings als gebotene Nothwendigkeit ihre Berechtigung; aber — besonders schön und förderlich ist doch ohne Zweifel das Verhältnis zwischen Lehrling und Meister, wie es sich in Privatwerkstätten bei Lehrbegabten findet. — Blättern wir weiter:

Die Landschaftsmalerei hat, was die Stoffe anbetrifft, eine Zeitlang einen sehr kosmopolitischen Charakter gehabt, und die Berliner sind nicht die letzten gewesen, wo es galt, Weltfahrten zu unternehmen. Italien, Griechenland und Spanien genügten lange nicht mehr, den Orient mußte man besuchen, Jerusalem und Palästina, den wunderbaren Nil mit seinen Pyramiden gesehen, die Urwälder Amerika's durchbrochen haben, an den Inseln der Südsee gelandet sein. Aber in der neuesten Zeit hat sich das Auge wieder mehr auf die heimathliche Natur gerichtet, und — vielleicht dadurch bedingt — wird die kompositte Landschaft wieder mehr gepflegt. So sind die herrlichen Baumgruppen des besauer Landes, so ist selbst die märkische Landschaft in ihre unveräußerlichen Rechte wieder eingesetzt, auch die Ostseeländer, Pommern und Rügen haben ihre Leute gefunden. Wilhelm Niefkahl (geb. 1828 in Neustrelitz) gehört zu denen, die ihre landschaftlichen Motive hauptsächlich daher nehmen. Mit feinem und poetischen Sinn weiß er den Zauber der nordischen Dänenländer zu entschleiern, oft bei grauem Himmel und düsterem Gewässer, ein Stück Oßian-Schauplatz möchte man sagen, oft sonnenbeseuchtet mit still segelnden Wolken. Dann schildert er auch die Stätten, wo die Natur um ein vertauschtes und verklungenes Menschendasein zu trauern scheint, diesen elegischen Geist, der um alte Schlösser oder Kirchhöfe weht, oder eine Idylle, welche auf zufriedene und glückliche Menschen schließen läßt. Seine Bilder — man vergleiche das einsame „Schloß im Walde“ und den „Mondausgang“ — wirken mit einer ruhigen und sanften Gewalt, wie nur immer das tiefe Meer, der grüne Wald und die dämmerige Mondnacht selber wirken.

Es folgt Theodor Hofemann (geb. 1807 in Brandenburg). Alles was uns an den Niederländern erfreut, finden wir bei Hofemann wieder. Das Volksleben in seiner Naturwüchsigkeit, in seiner Daseinslust und Daseinsberechtigung weiß er eben so originell zu schildern, wie die Erfinder der Genremalerei nur jemals gethan haben. Hofemann hat gezeigt, daß der ideale Inhalt der niederländischen Genremalerei, den man in der Naturnahheit der untern Stände gefunden hat, in ihrer unbekümmerten Ausgelassenheit, wo das Komische das Schlimme meistens aufhebt, und selbst die stärksten Ausbrüche der Natur nicht ohne Gutmüthigkeit im Hintergrunde und nur momentan sind — daß dieser Inhalt noch heute vorhanden ist, und wie er sich bei uns zu Lande ausnimmt. Es kommt da nicht selten dieser eigenthümliche Zug hinein, den man in der Rede als den berliner Volkswitz kennt. Seine

„trägen Mauer“, seine „Sommerwohnung“, seine „Erdarbeiter, Schiffsnächte und Fuhrleute“ sind die ergößlichsten Gestalten, voll unbewußter Komik, die bei aller Derbheit dießseits der Gemeinheit bleiben. Man betrachte die märkische Dorfgesellschaft auf der „Regelbahn“ und die „Vertelgenheit“ des obstliebenden Straßenjungen. Es sind charakteristische Typen vom Wicel bis zur Jode; man sollte denken, man müßte sie mit Namen nennen können; man kennt sie, man meint den Redenden das Wort vom Munde zu nehmen und den Schweigenden das Humilitiren von der Stirn zu lesen. — Man betrachte dagegen den schmierglamen „Karaiwen“; man würde kaum glauben, daß er von demselben Künstler herrührt, wenn man nicht wüßte, daß Hofemann durch die Illustration von zahllosen Büchern, namentlich Kinderchriften, eine so ausgedehnte Länder- und Völkerkunde erlangt hat, daß er das Gedicht „Karaiwen“ nur einmal zu hören brauchte, um es sogleich fertig im Bilde vor sich stehen zu sehen. Seine eminente Fertigkeit im Federzeichnen hat ihn zu einem der fruchtbarsten, seine echt künstlerische Auffassung zu einem der beliebtesten Illustratoren gemacht, und hier hat er mit sicherer Hand ein sehr wichtiges Gebiet erworben, und sich mit unbestrittener Macht darin festgesetzt. Nämlich die Kinderchriften und die daran hängenden Kinderbergen. So lange er zeichnet hat er schwerlich gefehlt, wo nur ein deutscher Christbaum gebrannt hat, und indeß sich die Jugend an diesen Gaben erfreut, hat der Kunstfreund seinen Genuß an den geistreichen Paraphrasen, womit er die Werke von Hoffmann, Zachariae, Jeremias Gotthelf, den fortgesetzten Peter Schlenker und eine Anzahl von Kalendern geschmückt hat. Seine Wirksamkeit für die Kinderwelt beginnt aber schon vor der Illustration der Kinderchriften. Fast selber noch ein Knabe süßten ihn äußere Umstände auf die Anfertigung von lithographirten Bilderbögen. Von hier aus ist er der Regenerator der Illustration für die Jugend geworden, denn der echte Künstler, welcher der echte Mensch ist, weiß das anscheinend Unbedeutende zu adeln und sich von jeder Stelle aus eine Welt zu erobern.

Hofemann ist auch Schöpfer der sogenannten Tischkarten, d. h. der in Berlin sehr in Schwung gekommenen Karte, bei festlichen Gelegenheiten die Namen der Gäste oder der Gerichte auf eine heiter und beziehungsreich illustrierte Karte zu schreiben, welche dann den Witz der Rede zu einer humoristischen Auslegung herausfordert. Aus bescheidenen Karten sind im Laufe der Zeiten große radirte Blätter geworden. Man hat sehr interessante Sammlungen davon angelegt.

Auf einem verwandten Gebiete, auf dem Gebiete der Illustration mit der Nadinadel oder der Kreide arbeitet Ludwig Bürger (geb. 1825 in Krakau). Bürger ist der Mann der fliegenden Blätter, welche irgend ein denkwürdiges Ereigniß oder einen bedeutenden Mann feiern. Denksäulen, Jubiläumtblätter und Festkarten reißen sich an einander, und würden, wenn man sie sammelt, höchst eigenthümliche und interessante Jahrbücher des öffentlichen und geselligen Lebens abgeben. So wurde die Enthüllungsfest des Friedrichs-

Monuments von Rauch mit den daranhängenden Festlichkeiten durch Bürger'sche Blätter illustriert. So hat er die preussische Landwehr, das Jubiläum des Kaisers Nikolaus, die silberne Hochzeit des Prinzen von Preußen, das Porträt von Hindenburgs, die 500ste Locomotive aus der Maschinenfabrik von Porsig, das 100jährige Bestehen der berühmten Schickler'schen Zuckerrübenerei und tausend andere Ereignisse und Menschen verberichtet. Kaum ist zu begreifen, wie er die Menge von Aufträgen bewältigen kann. Es steht ihm aber eine reiche Phantasie zu Gebote, und er hat eine geistvolle, niemals überladene und den Beschauer sehr anmutig anregende Art sich auszudrücken. Die Bilder: „Im Zwergenwalde“ und „Im Fische!“ erklären sich selber und erzählen so ausführlich, daß sich mancher vielleicht bestimmen wird, wo er doch das dazugehörige Märchen und die dazugehörige Erzählung gelesen habe. Bürger ist ein durchgebildeter Zeichner, und so hat er für seine reichen Skizzen und Studien in Del, welche er aus Belgien und Paris mit heimgebracht hat, und von denen er bis jetzt noch wenig ausführte, den inneren Organismus des Lebens gegenwärtig, ohne welchen das saftigste Blut der Farben, aller Schimmer des Colorits eine taube Blüthe bleiben würde.

Welch' eine schöne Sache es um das Zeichnen ist, das kann man nicht bloß bei Figurenbildern, man kann es auch bei der Landschaftsbilderei wahrnehmen, welche sonst als die vorzugsweise lyrische Form der „zeichnenden“ Künste auf den Duft und Klang der Farbe angewiesen zu sein scheint. Eine gut radirte Landschaft ist wie ein correct gezeichnetes Notenblatt, von welchem der Kundige die Musik herunterliest und hört; sie ist voll latenter Farbe, welche unsichtbar mitwirkt und überall heroozustrahlen scheint. Die Lithographie versteht es, diesen Zug durch einen leichten Tondruck gefällig zu unterstützen.

August Haun (geb. 1815 in Berlin), zu dessen Blättern wir jetzt kommen, ist der Landschaftszeichner par excellence. Seine Gebirgs- und Terrainskizzen, seine Compositionen nach Naturstudien zeigen eine eben so große Vertrautheit mit den Naturformen, als auch, daß er weiß, worauf es bei der landschaftlichen Darstellung ankommt. Namentlich versteht er es, seinen Blättern die charakteristische Stimmung mitzutheilen. Er hat glückliche Versuche gemacht, die Steinzeichnung zu veredeln und ihr den Ausdruck der freien Handzeichnung zu geben. Man hat von ihm eine große Menge radirter und auf Stein gezeichneter Hefen und Blätter. Für Kunstvereine hat seine geschickte Hand manches schöne Bild in Tondruck trefflich wiedergegeben. Wir bringen von ihm einen „Abend auf dem Mönchsberg bei Salzburg“, wo die Natur ruht, und ein anderes Blatt, worin sich das Vorgefühl vor einem ihrer grandiosen Schauspielere ausdrückt.

Auf das Gebiet der Sittenbilder führt uns wieder Oskar Wisniewski (geb. 1820 in Berlin), indem er zunächst eine „Dorfkirchengemeinde“ dargestellt hat in dem Augenblick, da der ehrwürdige Küster für den Gottesdienst sammelt. Man ist bald mit ganzer Seele dabei und wird gemüthvoll interessiert für diese festen Christen, die in schlachter Ehrbarkeit und

Sonnthätigkeit beisammen sind. Aus einer andern Sphäre der Gesellschaft und aus einer Zeit, die sich wegen ihres Kostüms so hübsch in Sittenbildern der vornehmen Welt ausnimmt, ist die „Milde Gabe“. Wisniewski bewegt sich auf dem Gebiete des Aquarells, der Zeichnung und der Illustration mit einem Talente, von dem man, bei einem eigenthümlich gutmüthigen Humor, der ihm bewohnt, noch manches Beschauliche und Erbauliche erwarten darf.

Charles Hoguet (geb. 1821 in Berlin) ging im Jahre 1840 nach Paris und lebte seitdem stets den größten Theil des Jahres dort, seine Vaterstadt eigentlich nur als Absteigequartier benutzend. Indes ist seit dem Jahre 1848 das Verhältnis ein umgekehrtes geworden und wir dürfen ihn jetzt nicht bloß der Geburt nach zu den Unfrigen zählen. Hoguet trat zuerst als Marinemaler auf und ist es auch vorzugsweise geblieben. Seine Stoffe entnahm er meist den französischen Küstengegenden, der Normandie, den Häfen von Boulogne und Havre, die er nicht als Veduten, sondern vielmehr als Naturcharakterbilder mit der vollen Poesie des Meerestrandes und des sich daran entfaltenden Schiffs- und Fischerlebens darstellte. Später hat er sich auch der landschaftlichen Natur zugewandt und hier sind es meist einfache Flachlandsgegenden, die Gegenden der Windmühlen, der Weideplätze und Landwege, mit niedrigem Horizont, ländliche Wohnungen und einfache Wege, deren schlichte Poesie er mit resoluter Farbe zu schildern versteht. Hoguet malt auch die todte Natur, die Stilleben, sehr lebenswahr und hat den rechten Takt in der Anordnung, so daß ein amüsantes Bild daraus wird, legend eine charakteristische Ecke von Realität, wie sie ein künstlerisches Auge an hundert Stellen an einem Tage erblickt oder mit geschickter Hand zusammenschiebt. Das Motiv zu dem Hefen von Givet ist aus der Steandgegend von Montwillers genommen. Man erzählt uns, daß die dortigen Küsternfischer sich mit den natürlichen Häfen begnügen, welche die barock gefalteten Felsen bilden; sie segeln ohne Weiteres mit ihrer Ladung auf den Strand, wozu allerdings eben so viel Keckheit als Geschicklichkeit gehören mag.

Ludwig Döffler (geb. 1819 in Berlin) bildete sich in Rom und Paris. Er trat zuerst im Jahre 1844 mit dem Gemälde „Petit von Vinea vor Kaiser Friedrich“ (jetzt im Besitze des Stettiner Kunstvereins) auf; dann malte er eine Anzahl von Bildern aus der Puritaner- und Hugonottenzeit, sowie Sittenbilder aus Italien. Seine scharfe Beobachtungsgabe und sein schlagfertiges Compositionstalent, von einer Vorliebe für kulturgeschichtliche Studien unterstützt, hatten ihn schon in Rom zur Illustration geführt, und er beschloß, dieses Gebiet mit Nachdruck anzubauen. Kaum giebt es heutzutage eins, wo so viel Production verbraucht wird. Die Illustrationen stehen so selbstverständlich in jedem Text, in dem wissenschaftlichen sowohl, wie in der Unterhaltungsliteratur, daß sie uns fast vorkommen, wie alle andern Typen, nach denen die Hand des Lesers laugt. Bilder- oder Buchstabenschrift — man hält ein Buch für unvollkommen,

wenn es nicht beides zugleich giebt. Und dennoch — man blicke genauer hin — und man wird der vergnügten Wahrnehmung nicht entgehen, daß die Illustration, — welche auch den Holzschnitt in der kurzen Zeit von einigen Decennien aus einem dunklen und vergessenen Bettler wieder zu einem mächtigen, glanzvollen Herrscher gemacht hat — selbst in den flüchtigsten und vorübergehendsten Erscheinungen, von echt künstlerischen Händen gepflegt wird. Auch Koeffler wurde dabei ein tüchtiger und sicherer Zeichner, der, was die Stoffe anbetrifft, seine Hauptstärke in Sittenschilderungen hat. Das zeigt sich nicht nur in den vielen Büchern, die er mit leichter Hand durchglosserte und dann vergas, das zeigt sich besonders in den freien Schöpfungen, in denen er gern im Künstlerleben verweilt, und hier, wie auch sonst in andern Kreisen der Gesellschaft, das Schattenspiel des Lebens mit seinen Thorheiten und Gebrechen in ergreifender Wahrheit oder heiterer Ironie darzustellen weiß. Es ist ein Zug von Gavarini in ihm, den er zum Vorbild genommen zu haben scheint. Schon längere Zeit beschäftigt ihn ein Coelus von Darstellungen aus dem Leben berühmter Künstler, welches Werk er selber mit einem Text zu begleiten beabsichtigt. Denn auch die Feder gehorcht ihm und er hat schon manche seiner Reisen in der Illustrirten Zeitung eben so hübsch in Bildern dargestellt, als zugleich lebendig beschrieben. Mit diesem glücklichen Touristenhumor betrachtet Koeffler das Leben und seine Kunst. Sollte man sonst glauben, daß es ihn nicht im mindesten kümmert, daß eine Anzahl von 500 Zeichnungen, zum Theil von den ersten Meistern bereits geschnitten und zur Illustration eines weltgeschichtlichen Werkes mit umfassenden Studien und großem Geschick von seiner Hand ausgeführt, unedirt liegen geblieben ist, weil der Text bedeutlich geworden war?

In der Rego bringen wir zwei Sittenbilder. Beide aus den höheren Regionen: die Villeggiatura, aus denen der Gesellschaft, und eine ménage au quatrains, aus denen der Wohnhäuser. Dort Gentilezza, hier Licenz.

Den Schluß unserer kleinen Galerie macht Ed. Meyerheim (geb. 1808 in Danzig) mit einer Kinder- und Mädchen-scene im Dorfkleide aus Thüringen. Meyerheim, obwohl er nur Dorfgeschichten erzählt, gehört zu den echten Priestern der Kunst, welche, wie der Dichter S. 28 den Bouffins sagen läßt, „den Funken weiter tragen helfen“. Der Sohn eines Malers ging er bei seinem Vater in die Lehre und war schon als Knabe so geschickt, daß er öfter nach den Schülern der polnischen Großen hingeholt wurde, um diese auszumalen. Erst in seinem 22. Jahre kam er nach Berlin und hier begann das strengste akademische Studium, wie man es nun an seinem talentvollen Sohne sich wiederholen sieht.

Auf der Anatomie machte kein Arzt die Präparate so unverdrossen und mit so fertiger Hand; die Proportionen nach Shadow, die Perspective, Alles trieb er gründlich, als gälte es, sich für Weltwecke auszurüsten. Dann suchte er nach seinem Gebiete, wie junge Künstler — und nicht bloß diese — zu suchen pflegen. Und als ihm nun sein Beruf offenbar wurde, stille Dorfgeschichten zu malen, da hat er sich rüthig an seine Aufgabe gemacht und gezeigt, daß man auch darin eine ganze Welt voll innern Reichthums niederlegen, auch darin Meisterwerke schaffen kann, welche für alle Zeiten sind. Er sitzt nicht in einer hochangefüllten Werkstatt, sondern in einem behaglichen Wohnzimmer, neben der Stofferei höchstens einige farge Bleistift- oder Pinselnotizen, und zeichnet und malt so correct und sicher, daß keine Linie um einen Punkt abirrt; dabei hat er ein klares Auge und eine feste Hand für den Schwung und den Adel des Style's und für jeden Zug der vollendeten Annuth. Und diese Eigenschaften zu entfalten, dazu braucht er — abgetragene Dorfkleider und ungeschulte Menschengestalten; zeigt aber gegen die Natur dieser Dinge die innigste Pietät, idealisirt nie, sondern ist immer einfach schön und natü.

Denn seinem Auge ist der innerste Kern des Volksberens geöffnet; er ist der Schatzhebet des sittlich Reinen und menschlich Edlen, das die dunkle und unbekannte Geschichte von einfachen Menschen und Lebensverhältnissen, wie ein Seelen-sonntag durchwaltet; sei es, daß die Kinder um den großen Baum, oder mit Tauben, Truthähnern und Käpchen spielen, sei es, daß man zur Feldarbeit oder zur Kirche geht oder heimkehrt, und in der Heilerhunde anruht. Das Volksleben in den Thüringischen Landen und im Harz sind seine hauptsächlichsten Schauplätze; wie das Nädel nach seinem Schatz späht, eine Mutter am Bette ihres kranken Kindes, eine andere voll Seligkeit über das blühende Leben des ihrigen, wie die Dorfshule aus ist, wie der Vater den jungen Thunichtgut in Verhör nimmt, und dann die Dorfgrösmütter und Großväter, wie sie die Entel und Entelinnen warten, unterrichten, oder versichen — kurz der ganze Ring des Familiendaseins am Werkel- und am Feiertage, draußen und zu Hause, in seinen kleinen Freuden und Sorgen, das sind die Stoffe, in denen er was schön und gesund ist mit klarem Blicke aufzufinden, — mit annuthvoller Wahrheit, ganz Gemüth und Innigkeit und mit liebevoll beendender Sorgfalt darzustellen weiß. Meyerheim ist ein schönes Beispiel gewissenhafter und treuer Ausbildung von verliehenen Gottesgaben. Legt er den Pinsel fort und nimmt die Geige, so spielt er seinen Strich in einem Haydn'schen oder Mozart'schen Quartett mit gleicher Sicherheit und Zartheit, als womit er ihn malte. Er muß musiziren, wie er malen muß. Und das ist das Beste.

Friedrich Eggers.

coll. upl
fgr
1/1250 Mer



